Apologetische Tagesfragen.
Herausgegeben vom Volksverein für das katholische Deutschland.
Nr. 1.

Kernfragen
christlicher Welt- und Lebensanschauung.

Gedanken und Vorträge

von

Dr. Joseph Mausbach,
Professor an der Universität Münster.

3. u. 4. (verbesserte und vermehrte) Auflage.



M. Gladbach 1905.
Verlag der Zentralstelle des Volksvereins für das kathol. Deutschland.

J.-No. 5229.

Imprimi permittitur.

Coloniae, die VI. Dec. 1904.

Vic. Arch. Col. Generalis
Dr. Kreutzwald.

Druck von J. P. Bachem, Köln. 2930

Inhaltsangabe.

I. Gedanken über Glauben und Wissen 5

Harmonie zwischen Vernunft und Glaube katholischer Grundsatz. — Unrecht und Recht des Zweifels. — Beweisbarkeit Gottes. — Die Eigenart der Gotteserkenntnis; Mißverständnisse. — Verschiedene Vorstellungen vom Wesen Gottes. — Das Bedürfnis des Glaubens. — Wesen und Wichtigkeit des Glaubens. — Die Offenbarung und das Seelenleben. — Die Offenbarung und das geschichtliche Werden. — Vernünftige Begründung des christlichen Glaubens. — Der Protestantismus und die historischen Glaubensgründe. — Uebernatürliche und sittliche Würde des Glaubens. — Liebe zur Wahrheit Bedingung des Glaubens. — Die Geheimnisse des Glaubens. — Bedeutung der Wunder. — Wert des Glaubens für die Entwicklung des Geisteslebens. — Philosophia ancilla theologiae. — Kirchliche „Bevormundung" des Denkens. — Scheinbare Widersprüche zwischen Glauben und Wissen.

II. Autorität und Freiheit (Vortrag) 42

Verbindung von Autorität und Freiheit. — Plato und v. Hartmann über Denkfreiheit. — Die Autorität des Glaubens. — Lehrgewalt der Kirche. — Kirchliche Unfehlbarkeit und Wissenschaft. — Wissenschaftlicher Fortschritt in der Kirche. — Moderne Vorstellungen von sittlicher Freiheit. — Notwendigkeit ethischer Schranken. — Gehorsam und Freiheit keine Gegensätze. — Initiative auf sittlichem Gebiete. — Soziale Freiheit und Gebundenheit. — Autorität und Freiheit im Staatsleben. — Kirche und Staatsgewalt. — Christliche Weihe der staatlichen Autorität. — Die Kirche eine Hochschule der Autorität. — Mahnung an die gebildete Jugend.

III. Weltflucht und Weltarbeit (Vortrag) 59

Maria und Martha. — Mißdeutungen des Ordenslebens. — Gerechtigkeit gegen Welt- und Ordensberuf. — Die pflichtmäßige Weltflucht. — Das höchste Gut ist jenseitig. — Individuelle und soziale Formen der Weltflucht. — Vorbildliche Bedeutung des Ordenslebens. — Macht der Ideale. Die drei evangelischen Räte. — Moderne Stimmen für die Askese. — Positiver Inhalt des Ordenslebens: Die Liebe. — Der Ordensstand kein Verzicht auf die Persönlichkeit. — Das Vorbild Christi. — Sittlicher Wert des weltlichen

Schaffens. — Vielheit der Gaben und Aufgaben. — Die Grundsätze des Christentums nicht naturfeindlich. — Die Kirchenväter und die Liturgie. — Die Uebergabe der Welt an den Menschen. — Die Erlösung eine Erneuerung der Schöpfung. — Geschichtliche Stellung der Kirche zur Kultur. — Katholische und protestantische Nationen. — Nicht jede Kultur mit dem Katholizismus vereinbar. — Schwierigkeit und Größe des katholischen Standpunktes. — Segen christlicher Kultur. — Geistliches und Weltliches in der Geschichte Münsters.

Anhang: **Eine Stimme aus der Ethischen Kultur für das Ordensleben** 84

Soziale Schulung in den Orden. — Vergeistigung und Verinnerlichung eine Frucht des Ordenslebens. — Erhabenheit des Verzichtes auf die Welt. — Die französischen Kongregationen.

IV. **Das alte Christentum und die kirchliche Hierarchie** (Vortrag) 88

Das Interesse der Gläubigen und der Gelehrten für die Entstehungszeit der Kirche. — Gründe der verschiedenen Stellungnahme. — Moderne Auffassung des Urchristentums. — Die Hierarchie im N. T. und bei den ältesten Kirchenvätern. — Die Angaben des hl. Irenäus und ihre Beurteilung durch Harnack. — Innere Gründe gegen die moderne Auffassung. — Widersprüche und Konsequenzen derselben. — Die Namen der Aemter. — Vorrang der „Apostel“. — Das Ansehen der Geistbegabten. — Rechte der Laien. — Die Verheißung des Primates an Petrus. — Geständnisse protestantischer Gelehrten. — Das Papsttum in den ersten drei Jahrhunderten. — Politische Erklärung des Primats. — Rom nicht als Welthauptstadt Haupt der Kirche. — Die „heidnisch-religiöse“ Weltstellung Roms. — Die „wirtschaftliche Unterlage“ des Primats. — Das ursprüngliche Recht des Papstes; seine Entfaltung. — Der Primat im kirchlichen Bewußtsein. — Festigkeit und Entwickelung in der Kirche. — Das echte Leben.





Gedanken über Glauben und Wissen.

„Im Glauben wandeln wir und nicht im Schauen."
2. Kor. 5, 7.

„Daß bei gewissen Wahrheiten des Heils, die wir hienieden nicht durchschauen, der Glaube der Vernunft vorangehen und sie durch Läuterung des Herzens für eine höhere Lichtfülle empfänglich machen muß, sieht die Vernunft selbst ein."
Augustin., Epist. 120, 3.

I.

Die katholische Kirche und Wissenschaft hat stets die natürliche Würde und Kraft der Vernunft hochgestellt und gegen Angriffe philosophischer Zweifelsucht oder religiöser Ueberspanntheit verteidigt. Das Heidentum konnte in seiner Religion mit der Vernunft nichts anfangen. Der römische Gelehrte Varro kennt zwar eine „natürliche", der Vernunft entsprechende Religion, aber er beschränkt sie auf die Hörsäle der Philosophen; für das Forum, für die Tempel und Theater gilt die „bürgerliche" und die „mythische" Religion, die Religion der Staatsmänner und Dichter, die mit der Vernunft und Sittlichkeit auf gespanntem Fuße steht. [1]) Die Kirche behauptet die Harmonie von Vernunft und Glauben, von Natur und Gnade; wenn sie Geheimnisse lehrt, die jenseits der Grenzen philosophischer Erkenntnis liegen, so gibt sie doch keinen Widerspruch zu zwischen philosophischer und theologischer Wahrheit. Das hierin liegende Zutrauen zu sich selbst ist um so höher anzuschlagen, als sie der natürlichen Vernunft keineswegs ein bloßes Nichtwissen oder Scheinwissen zuerkennt, sondern ihr in weitem Umfange die Fähigkeit bei-

[1]) Augustin. De Civ. Dei VI, c. 5.

legt, zur sicheren Erkenntnis der Wahrheit, auch der übersinnlichen und überweltlichen, vorzudringen. Wie der heilige Augustinus den radikalen Zweifel der griechischen Akademie bekämpfte, wie Thomas von Aquin die nominalistische Entleerung des Vernunfterkennens zurückwies, so ist es auch heute die katholische Wissenschaft, welche die Befähigung der Vernunft, das Wesen der Dinge und ihre letzten Gründe und Zwecke zu erfassen, gegen den modernen Geist der Verneinung und umstürzenden Kritik am entschiedensten verteidigt. Plato und Aristoteles, die Männer des selbst- und zielbewußten Denkens, sind die Philosophen der kirchlichen Spekulation.

Der Protestantismus hat diesen kühnen Standpunkt der grundsätzlichen Harmonie von Vernunft und Glaube (bei Wahrung der Selbständigkeit beider) von vornherein nicht einzunehmen gewagt. Luther billigt den Satz, daß etwas theologisch wahr sein könne, was philosophisch falsch ist. Er leugnet die Kompetenz der Vernunft in religiösen Dingen; er schilt Aristoteles als großen Toren, Betrüger, Wortkünstler und Komödianten. In der Aufklärungszeit sagte Jakobi von sich, er sei mit dem Herzen ein Christ, mit dem Kopfe ein Heide. Auch heute ist diese Auffassung im Protestantismus nicht ausgestorben. Manche schätzen die Glaubenslehren nicht mehr als Wahrheiten, sondern als Annahmen der Phantasie oder des Gemütes, die praktisch wertvoll, aber wissenschaftlich unhaltbar sind. Man mutet dem Glauben zu, Lehren, die „mit einer unbefangenen, objektiven Betrachtung der Dinge in Widerspruch stehen", aus sittlichem Interesse als „unbestrittene Tatsachen" festzuhalten.[1]) Um die Religion einer unbequemen Beleuchtung durch das wissenschaftliche Erkennen zu entziehen, rettet man sie in das mystische Halbdunkel des „Gefühls", in die Sphäre „persönlichen Erlebens". Und diese Schüchternheit und Selbstverleugnung übt die Religion einem „Wissen" gegenüber, das von sich selbst gesteht, es sei nur phänomenal, es reiche nicht an das Wesen der Dinge hinan![2])

---

[1]) Schütz, Philosophie und Christentum; Stuttg. 1884 bei Schell, Religion und Offenbarung, S. 168. Aehnliche Gedanken bei J. Weiß, Die Nachfolge Christi und die Predigt der Gegenwart; Gött. 1895, S. 127.

[2]) Es ist eine seltene Ausnahme, wenn Männer, wie der englische Naturforscher Romanes, aus der „Unsicherheit" des philosophischen Wissens den Schluß ziehen, man müsse einer gut beglaubigten Offenbarung auch da zu-

Diese verschiedene Stellung der katholischen und protestantischen Theologie zur Vernunfterkenntnis hat einem Vertreter der letzteren die Klage abgezwungen, der Katholizismus sei heute allein noch der Pfleger und Verteidiger der ideellen Geisteskultur; der Protestantismus habe die geistig-sittliche Führung der Menschheit verloren, weil er den Glauben an ewige, allgemein gültige Ideen dem geschichtlichen und psychologischen Forschen geopfert habe. „Der Protestantismus ist drauf und dran, den Bildungszusammenhang mit der antiken Kultur zu zerschneiden, der Katholizismus bewahrt ihn; der Protestantismus verzichtet auf alle wahrhafte Geistesphilosophie und setzt die physiologische Psychologie an ihre Stelle, der Katholizismus ist allein noch Träger des philosophischen Idealismus; der Protestantismus verfällt in der Theologie dem lähmenden Historismus, der Katholizismus verteidigt die in der Kirche lebendig fortwirkende Kraft des Geistes." [1])

II.

„Die Kraft des Zweifelns, die eigentliche Lebenskraft der wissenschaftlichen Forschung", sagt Paulsen, [2]) „ist in den Augen des ursprünglichen Christentums wertlos und gefährlich. Glaube und Gehorsam ziemt dem Christen." Soweit der Zweifel ein Hebel wissenschaftlicher Forschung ist, wird er auch vom Christentum geduldet und geschätzt. Jeder Hebel setzt aber einen Stützpunkt voraus; so muß auch der Zweifel, wenn er das Erkennen fördern soll, auf sicheren Wahrheiten fußen. Die eigentliche „Lebenskraft" der wissenschaftlichen Forschung ist nicht der Zweifel, sondern die unauslöschliche Sehnsucht und unverwüstliche Zuversicht des Geistes, der Wahrheit habhaft werden zu können, für die er geschaffen ist. Diese natürliche Anlage des Geistes äußert sich in der Gewißheit, mit der wir die ersten Grundsätze des Denkens und Seins, die Wirklichkeit der Außenwelt, die Notwendigkeit eines tiefsten Weltgrundes und letzten Lebenszieles erkennen. Wer diese Wahrheiten ernstlich be-

---

stimmen, wo sie Uebervernünftiges lehrt. Den meisten ist die verhaßte Metaphysik immer noch gut genug, um gegen die christlichen Dogmen ins Feld geführt zu werden.

[1]) F. J. Schmidt, Der Niedergang des Protestantismus. Beilage zum Jahresbericht der Dorotheenschule in Berlin 1904. S. 26.

[2]) Ethik, 3. A., S. 62.

zweifeln, ihre Gültigkeit für sein Denken und Handeln bestreiten wollte, würde sich den Zugang zu allem Wissen versperren, würde zugleich seinem Gewissen zuwiderhandeln.

Andere Wahrheiten verdanken wir der Belehrung, dem Glauben an menschliche Autoritäten. Nicht einmal bei ihnen ist der Zweifel, d. h. die ernsthafte Erschütterung der Ueberzeugung, unterschiedslos gestattet. Darf das Kind das Recht seiner Eltern auf Gehorsam, Glaube, Dankbarkeit in Frage stellen, der Jünger der Wissenschaft die Ehrlichkeit und das Wissen seines Meisters willkürlich bekritteln? Der Zweifel, der alles fallen läßt, was nicht durch eigene Prüfung bewiesen ist, ist keine Triebkraft wissenschaftlicher Forschung; er hemmt den Fortschritt des Wissens, er nimmt dem sittlichen Streben seinen Halt, er stürzt das Herz in Qual und Finsternis. Der christliche Glaube ist eigens der Menschheit gegeben, um die Sisyphusarbeit ruhelosen Zweifelns in den höchsten Dingen zu beenden; er gestattet keinen ernsthaften Zweifel, weil der Glaubende nach vernünftiger Prüfung die Offenbarung als göttliche Belehrung erkannt hat, weil er in dem Reichtum der Glaubensmotive und dem Beistande der Gnade eine dauernde Kraftquelle besitzt, durch welche er der Anfechtung gewachsen ist.

Dennoch ist auch den unumstößlichen Vernunft- und Glaubenswahrheiten gegenüber eine Art des Zweifels gestattet: der methodische Zweifel, die Frage nach dem Wie und Warum. Wie es der Vorzug der Vernunft ist, sich von ihrem eigenen Sein und Tun Rechenschaft zu geben, so ist es auch dem Glauben nicht zuwider, Rechenschaft zu geben, von seiner Entstehung und seinem Inhalte. Als der Engel Gabriel die Geburt des Johannes ankündigte, wies Zacharias in seiner Antwort zweifelnd auf sein Alter hin; ganz ähnlich fragte auch Maria: „Wie wird dies geschehen?" Der Zweifel des Zacharias war Mißtrauen und Kleinglaube, darum fand er Tadel und Strafe; der Zweifel Mariens war bescheidene Bitte, fromme Wißbegier, deshalb ward ihr die ehrenvollste Antwort zuteil. Wie energisch die katholische Wissenschaft den erlaubten Zweifel zu handhaben verstand, zeigt ein Blick in die Werke der Scholastik: regelmäßig beginnen die Artikel mit dem Satze: „Es fragt sich, ob Gott existiert, ob er ewig ist, usw.; es scheint: Nein (et videtur quod non)." Dabei tritt oft eine lange Reihe mannigfaltiger und scharfsinniger Gegengründe auf, die mit

vollem Ernste gewürdigt werden. Man kann auch in dem heutigen literarischen Kampfe die Beobachtung machen, daß kaum eine Wissenschaft so ehrlich und unermüdlich auf die Einwände der undankbarsten Gegner eingeht, wie die katholische Theologie.

III.

Es ist in manchen Kreisen Mode geworden, von den Beweisen für das Dasein Gottes wie von einer veralteten und verfehlten Sache zu sprechen. So behauptet der vielgelesene Hilty, die Philosophie habe auf die Frage, wer alles gemacht habe, nie eine Antwort gewußt; in der Heiligen Schrift wie im Leben aller bedeutenden Männer zeige es sich deutlich, daß nur der Glaube und die persönliche Erfahrung zu Gott führe.[1] Wer erinnert sich da nicht des Wortes des Psalmisten: „Die Himmel rühmen die Herrlichkeit Gottes, und das Firmament verkündet seiner Hände Werk"? Das Buch Job wie das Buch der Weisheit finden in der Natur die überzeugende Manifestation des Schöpfers (Job 12, 7 ff.; Weish. 13, 1 ff.); der Apostel Paulus nennt die Heiden deshalb unentschuldbar, weil sie aus der Schöpfung ihren unsichtbaren Urheber, seine Kraft und Gottheit nicht erkannt haben (Röm. 1, 20). Ebenso schreiben die Kirchenväter der Vernunft die natürliche Kraft der Gotteserkenntnis zu; Augustinus erzählt, er sei schon vor seiner Bekehrung zum Christentum durch die Werke der platonischen Philosophen zur sicheren Erkenntnis Gottes gelangt.[2] War sein Leben nicht „ein bedeutendes Leben"? Und will man die ganze Reihe katholischer Denker, die mit Thomas von Aquin die Beweisbarkeit Gottes behauptet, die in ihrer Zahl und Geschlossenheit jede Philosophenschule an Bedeutung übertrifft, eines elementaren Mangels an Scharfsinn, einer handgreiflichen Selbsttäuschung beschuldigen? Und selbst Denker wie Locke und Leibniz lehren eine intellektuelle, durch Gründe zu erweisende Gewißheit Gottes! Der gewaltige Naturforscher Newton schließt sein bedeutendstes Werk mit einer herrlichen Ausführung des Nachweises der Gottheit aus der

[1] Glück I. (40.—44. Tausend) 1901, S. 222, 225.

[2] Conf. VII, 20, 26: Certus, esse te et infinitum esse... cetera vero ex te esse omnia, hoc solo firmissimo documento, quia sunt.

Natur und ihrer Zweckmäßigkeit.[1]) Trotz des verderblichen Einflusses der Kantschen Kritik lassen auch neuere Philosophen in dieser Frage die Stimme der gesunden Vernunft wieder zu Worte kommen, wie Ulrici, Glogau, Busse, Thiele, Spicker; der Naturforscher J. Reinke erhärtet auf Grund der modernen Botanik und Biologie die Notwendigkeit einer überweltlichen Intelligenz.

Die Geschichte der neueren Philosophie zeigt, daß die gegenteilige Ansicht zur Bankerotterklärung alles Wissens führt. Wenn man die Erkennbarkeit Gottes leugnet, muß man konsequent auch die Geltung des Kausalgesetzes und jegliche Metaphysik leugnen. Wer das Dasein endlicher Wesen, besonders die Realität seiner Seele, für einen Gegenstand wirklichen Wissens hält, wer außerdem den Grundsatz anerkennt, daß das Sein nicht aus dem Nichts, das Vollkommene nicht aus dem Unvollkommenen hervorgehen könne — beide Sätze sind gleichbedeutend —, der muß einen absoluten und geistigen Urgrund der Körper- und Geisteswelt annehmen. Denn die geschaffene Körper- und Geisteswelt mit ihrer eigentümlichen Mischung von Größe und Nichtigkeit, von Kraft und Schwäche ist nicht fähig, sich selbst nach Dasein und Sosein zu erklären; die Welt des Zufälligen, Abhängigen und Hinfälligen fordert eine Ursache, die in ewiger lichter Notwendigkeit und Selbständigkeit besteht, eine Ursache, die alle endliche Wirklichkeit denkend umfaßt und wollend verursacht, ohne daß sie selbst eines Urhebers und Trägers bedarf. Ist aber alles Genannte nicht Gegenstand des Wissens, sondern des bloßen Meinens und Glaubens, so gibt es folgerichtig auch nicht mehr eine Wissenschaft der Metaphysik, der Astronomie, der Physik, sondern im besten Falle eine Wissenschaft der Logik und der Mathematik. Ja, auch diese verlieren ihren unerschütterlichen Wahrheitsgehalt; tatsächlich haben sich ja moderne Philosophen zu der Behauptung verstiegen, der Satz $2 \times 2 = 4$ sei nur einstweilen richtig; unter veränderten Verhältnissen könne auch er „veralten".[2]) W. Ostwald möchte es schon jetzt einem kühnen und selbständigen Geiste nicht verbieten, sich von solchen mathematischen Gesetzen zu emanzipieren; das Experiment bleibe

---

[1]) S. Zöckler, Gottes Zeugen im Reich der Natur, I; Gütersloh 1881, S. 231 f.

[2]) Vgl. Philos. Jahrbuch 1895, S. 354 ff. Spitta, Mein Recht auf Leben; Tüb. 1900, S. 61.

allerdings ein Wagnis; vielleicht werde dem Forscher das „Einlenken in die früheren Denkwege" später unmöglich, dafür stehe ihm gar das Einlenken in eine „Nervenheilanstalt" in Aussicht. [1])

Möge v. Hartmann recht haben, wenn er neuestens schreibt: „Alle Welt ist des unfruchtbaren Agnostizismus müde, und alle Einzeldisziplinen der Philosophie beginnen einzusehen, daß sie sich in Sackgassen verrannt haben, aus denen nur die Metaphysik ihnen den Ausweg zeigen kann. Schon sehnt man sich wieder nach Metaphysik, aber noch wagt man nicht, sie mit fester Hand zu ergreifen. [2])

IV.

Die Art der Gewißheit ist eine verschiedene in den verschiedenen Wissenschaften. Weder die Metaphysik noch die Geschichte erzeugen eine so unwiderstehliche Evidenz, wie die Logik oder Geometrie. So lange wir es mit reinen Begriffen oder Raumformen zu tun haben, tritt uns der Denkinhalt in unmittelbarer geistiger oder sinnlicher Anschauung entgegen; dagegen erfassen wir das Wesen der Naturdinge durch Herauslesen des allgemeinen Begriffs aus einem konkreten Sinnenbilde, das Wesen Gottes gar erst durch Verfolgung der geistigen Ideen und Gesetze über alle Sinneserfahrung hinaus. Zu einer klaren und geläuterten Gotteserkenntnis bedarf es daher einer Anstrengung und Erhebung des Geistes über das Alltägliche, ja zugleich einer sittlichen Betätigung des Willens. Der gute Wille ist bei der natürlichen Gotteserkenntnis zwar nicht, wie beim Glauben, notwendig, um die inneren Gründe zu ersetzen, aber er ist notwendig, um den Blick des Geistes auf diese Gründe hinzulenken und ihr Licht unbefangen auf sich wirken zu lassen; der ernste, besonnene Wille muß dem törichten Verlangen der Phantasie entgegentreten, alles sinnlich vorstellen zu wollen, ebenso dem stolzen Begehren der Vernunft, alles, auch das Unendliche, begreifen zu wollen; er muß dem Gemüte jene Stimmung der Sehnsucht und Ehrfurcht einflößen, die nun einmal den höchsten und ersten Wahrheiten gegenüber am Platze ist. [3])

---

[1]) Ostwald, Naturphilosophie; Leipz. 1902, S. 308 f.

[2]) Deutschland, 1. Jahrg. 1903, S. 71.

[3]) Daß die höchsten Vernunftwahrheiten sich nicht leichten Kaufes darbieten, die kostbarsten Geistesfrüchte nicht von ungeduldig trotzender Hand

Der hl. Augustin gesteht von seiner ungläubigen Jugendzeit, er habe damals nicht mit dem rechten Ernste, sondern mit knabenhaftem Trotze (puerili animositate) das Göttliche erforscht. Er findet den Grund, weshalb seine früheren Gesinnungsgenossen nicht zum wahren Gottesbegriff gelangen, einmal in ihrem Stolze (multum errant, quoniam superbi sunt), sodann in ihrer sinnlichen Denkweise (phantasmatis suis illuduntur). Sie halten nur das Vorstellbare für möglich und wahr; darum ist ihnen Gott ein räumliches, unbegrenztes Lichtwesen; darum dichten sie fälschlich dem Gott der Bibel körperliche Eigenschaften an, die nichts mit der christlichen Gottesidee zu tun haben. Augustinus schildert ergreifend, welche Mühe es ihn kostete, bis er sein Denken von dieser materialistischen Verirrung, die nicht ohne Zusammenhang mit seinem Leben war, losgemacht hatte.[1]) Ganz ähnlich ist es heute. Häckel stellt sich sein Absolutes als unbegrenzten Aetherball, also ganz nach Art der Manichäer vor; er kritisiert den christlichen Gott „puerili animositate" als „Wesen von beschränkter räumlicher Ausdehnung", als „gasförmiges Wirbeltier".[2]) Dubois-Reymond macht gegen die allegorischen Gestalten der Cherubim beim Propheten Ezechiel geltend, sie seien anatomisch unmöglich; ebenso meint er, wenn es eine Weltvernunft gäbe, müsse sich auch das „Gehirn" derselben nachweisen lassen. Strauß und Schopenhauer glauben scharfsinnig oder witzig zu sein, wenn sie spotten, die Ergebnisse der modernen Astronomie hätten den himmlischen Vater in Wohnungsnot versetzt. Auch Th. Ziegler ist der Ansicht, mit dem aristotelischen Himmelssystem sei auch die christliche Anschauung vom Verhältnis Gottes zur Welt ins Wanken geraten.[3]) Selbst Paulsen scheint sich den Gott des Theismus vorzustellen als „Einzelwesen, das die Welt, wie ein Uhrmacher die Uhr, nach einem Plan angefertigt habe und nur gelegentlich in ihren Gang

---

brechen lassen, weiß jeder ernste Forscher. „Cibus sum grandium; cresce et manducabis me," schien Augustin eine Stimme zuzurufen, als er vor der Erhabenheit der Gottesidee zurückbebte. Conf. VII, c. 10.

[1]) Conf. VII, 1 ff. De agone christ. I, 17. De mor. eccl. cath. I, 16: Nos invectio vestra non tangit; sed aniles quasdam vel etiam pueriles opiniones eo ineptiore quo vehementiore oratione pervellitis.

[2]) Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft (9. u. 10. Aufl.) 1900, S. 33.

[3]) Religion und Religionen, S. 44.

eingreife"[1]). Ein anderer Philosoph behauptet, der Theismus lokalisiere Gott, indem er ihn „über" der Welt thronen lasse; der Katholizismus lasse gar die göttliche Allgegenwart im Altarssakrament auf einen kleinen Raum „zusammenschrumpfen"!

Eine Kritik, die von so törichten Mißverständnissen lebt — Augustinus würde auch hier von aniles et pueriles opiniones sprechen — kann unmöglich auf jemanden Eindruck machen, der einmal den christlichen Gottesgedanken richtig erfaßt, seine Bedeutung als Krönung aller Erkenntnis, als *A* und *Ω* des Natur- und Geisteslebens begriffen hat.

V.

„Der Tor spricht in seinem Herzen: Es gibt keinen Gott" (Ps. 13, 1). Dieses Wort entspricht so sehr der tiefsten Ueberzeugung der Menschheit, daß sogar erklärte Materialisten den Vorwurf des Atheismus abzuschütteln suchen; Häckel schließt seinen Vortrag über „den Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft" mit dem Segensspruch: „Das walte Gott, der Geist des Guten, des Schönen und der Wahrheit!" Allein der Vorwurf der Torheit bleibt bestehen, und wird verstärkt durch den der Unehrlichkeit, wenn Häckel weiter sagt, die „schaffende Gottheit" sei mit dem „Weltäther" identisch, dessen Wesen sich am passendsten durch das Bild „einer äußerst weichen und höchst elastischen Gallerte" veranschaulichen lasse.[2])

Man hat mit Recht bemerkt, daß die Gottesvorstellung der verschiedenen Denker in etwa ihre Geistes- und Herzensrichtung widerspiegelt.[3]) Die Ideenwelt Platos zeigt uns den schönheitstrunkenen, geistvollen Hellenen, die Gottesidee des Aristoteles den abstrakten, nüchternen Denker. „Ebenso spiegelt der Pantheismus moderner Philosophen entweder ihre gemütlose Geisteskälte und einseitig logisch-mathematische Denkgewohnheit oder ihre poetische Sinnlichkeit und ihren frivolen Weltsinn oder die innere Zerrissenheit, wie bei Schopenhauer, wider. Der eine Denker ist ganz vom Weltmechanismus, der andere von der Weltschönheit,

[1]) Ethik, S. 388. — [2]) A. a. O. S. 16, 37, 42.

[3]) Rückert: Allwie der Mensch, so ist sein Gott, so ist sein Glaube;
Aus geist'gem Aether bald, und bald aus Erdenstaube.

der dritte von den Weltübeln beansprucht, und, anstatt all das dem erhabenen überweltlichen Geistwesen unterzuordnen, ordnen sie es ihm ein und verschärfen eben dadurch den Dualismus, dem sie entgehen wollen. Die philisterhafteste Gottesvorstellung haben die Bourgeois und Freimaurer im Deismus entwickelt; sie haben den Weltenbaumeister und Weltuhrmacher erfunden, der, nachdem sein Werk getan war, sich in den Ruhestand begab und die Schöpfung ihrem Schicksal überließ." [1]) Demnach ist es gewiß ein erschreckendes Zeichen geistigen und sittlichen Tiefstandes, wenn ein Jünger Nietzsches neulich erklärte, er könne sich, falls er überhaupt einen Gott annähme, nur einen lachenden und tanzenden Gott vorstellen!

Es ist ein berechtigter Zug im religiösen Denken, daß es alle wirkliche Vollkommenheit der Geschöpfe in höchster Einheit und Verklärung der Gottheit zuschreibt. Nun ist aber das Höchste und Vollkommenste, was dem Menschengeiste entgegentritt, das Sittlich-Gute. Darum richtet sich nach der Höhe der sittlichen Reinheit und Idealität auch die Befähigung, den Höchsten rein und wahr zu erkennen.

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nie erblicken,
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft, wie könnt' uns Göttliches entzücken!"
(Göthe.)

Leider ist in manchem Auge die Linse trüb und der Nerv krank, in mancher Brust die Gotteskraft erstarrt und verschüttet:

„Der Himmel Glück faßt nur ein himmlisch Herz." (A. v. Schleinitz.)

Ein protestantischer Theologe meinte jüngst, auch der „alte" christliche Gottesbegriff, der landläufige Gottesbegriff der Frommen trage zuviel Irdisches und Menschliches an sich; es fehle ihm jene Uebersinnlichkeit und Unendlichkeit, die sich sogar dem Naturforscher überall als Hintergrund der Sinneswelt offenbare und die dem modernen Gefühl so recht als das „Göttliche" imponiere. Man müsse den populär-christlichen Gottesbegriff vervollkommnen, indem man die Geistigkeit, Unermeßlichkeit und Unendlichkeit Gottes betone, ohne doch seine Persönlichkeit preiszugeben. [2]) Dieses Geständnis trifft nur die protestantische Theologie

[1]) G. Grupp, Philos. Jahrb. 1897, S. 423.
[2]) Christl. Welt 1903, S. 170 ff.

die über den biblischen Personifikationen Gottes viel zu sehr die philosophische Betrachtung und Darstellung des göttlichen Wesens vernachlässigt hat. Alles, was hier als Fortschritt ersehnt wird, ist bereits von der Scholastik in mustergültiger Weise geleistet worden; es bildet in der katholischen Wissenschaft und Doktrin einen selbstverständlichen Teil jeder eingehenden Belehrung über die Gottheit. Warum hat man sich auf protestantischer Seite solange darin gefallen, diese Erörterungen über Gottes Absolutheit, Aseität, Aktualität, Einfachheit usw. als „neuplatonische Spekulationen" geringzuschätzen, die mit dem biblischen Begriff: „Gott ist die Liebe" nichts zu tun hätten? Jetzt muß man zur Strafe bekennen, daß man zu menschlich von Gott gesprochen, daß man die ungeheure Gewalt und Erhabenheit seines Wesens dem modernen Denken nicht genügend nahegebracht hat.

VI.

Es ist möglich, mit natürlicher Geisteskraft aus den Geschöpfen den Schöpfer nachzuweisen; aber es ist keineswegs für alle leicht. Wenn jene Stimme einem Augustinus zurief: „Ich bin eine Speise der Starken; wachse, so wirst du mich genießen",[1] so begreift man, daß nicht viele die geistige Kraft besitzen, auf dem Wege des Denkens zu einer sicheren, für das Leben ausreichenden Gewißheit von Gott zu gelangen. Die ganze Geschichte der vorchristlichen Philosophie mit ihren schwankenden und widersprechenden Versuchen einer Lösung des Gottes- und Weltproblems ist hierfür der deutlichste Beweis. Und gibt es nicht auch unter modernen Philosophen manche, die mit reicher und angestrengter Geisteskraft das Welträtsel zu lösen suchen, die dennoch auf dem Wege der Wissenschaft nicht zu einem kräftigen und lebendigen Gottesbegriff gelangen? Gewiß können wir aus dem Begriffe des absoluten Weltgrundes, nachdem wir sein Dasein erkannt haben, auch die Vollkommenheit seines Wesens, seine Lebendigkeit, Persönlichkeit, Güte und Heiligkeit ableiten; aber wie häufig wird das Licht solcher Einsicht durch Wolken, die den Niederungen des irdischen Weltlaufs mit seiner Zufälligkeit und Ungerechtigkeit entsteigen, getrübt und beeinträchtigt! Und wie viele Fragen religiöser

[1]) S. o. S. 11 Anm. 3.

und sittlicher Art, vor allem über unser Verhältnis zu Gott, über die Mittel, zu ihm zu gelangen, bleiben auch für den stärksten und erleuchtetsten Geist schmerzliche Rätsel? „Etwas anderes ist es, von bewaldetem Berggipfel aus das Vaterland des Friedens zu sehen, aber den Weg dahin nicht zu finden und vergebens durch die ungebahnte Wildnis, wo ringsum Löwen und Drachen lauern, ihm zuzustreben; etwas anderes, einen Weg zu jener Heimat besitzen, der durch die Fürsorge des himmlischen Kaisers gebahnt und befestigt ist." [1]) Was auf natürlichem Wege erst am Abschlusse langer Geistesarbeit, nach peinlichen Irrungen und Zweifeln, in unvollkommener Reinheit, ja für manche gar nicht erreichbar wäre, das bietet dem Kinde in einfacher Klarheit und dem Manne in fortschreitender Vollkommenheit der Glaube. [2])

Michelangelo, der nicht bloß ein gewaltiger Maler, sondern auch ein Denker und Dichter von kraftvoller Individualität und tiefer Glut religiösen Empfindens war, in manchen Punkten einem Augustinus verwandt, beschreibt in seinem letzten Gedichte die Armseligkeit der Vernunftmittel auf religiösem Gebiete im Gegensatz zu der beruhigenden Kraft des Glaubens. Er schildert den Zweifel als hinkende und zitternde Gestalt, die nach Art der Heuschrecken umher hüpft; das „Warum", das einen Gürtel mit vielen Schlüsseln um den mageren Leib trägt, mit denen es vergebens versucht, im Dunkeln eine verschlossene Pforte zu öffnen; das „Wie" und „Vielleicht", die sich auf engem, gewundenem Pfade mit den Händen zwischen hohen Felsen durchtasten; er stellt ihnen gegenüber die Wahrheit des frommen, demütigen Glaubens, zwar arm und bloß, bei den Niedrigen angesehen, aber zugleich von unsterblicher Kraft und unvergänglicher Schönheit, voll Widerstandskraft im Leid, eine feste Stütze für die gläubige Seele. [3])

---

[1]) Aug. Conf. VII, c. 21.

[2]) Thom. S. c. Gentil I, 4. In III. dist. 24. qu. 1. a. 3. c. Darum ist es auch unrichtig, zu sagen, dem christlichen Glauben müsse, wenn er vernünftig sein solle, notwendig ein eigentliches „Wissen" des Daseins Gottes und seiner Wahrhaftigkeit vorausgehen; was Thomas an der letztgenannten Stelle ausdrücklich bestreitet. (Vergl. den Aufsatz im Katholik 1900, Bd. I, 410 ff.)

[3]) Frey, Die Dichtungen des Michelagniulo Buonarroti. Berl. 1897, S. 251 ff.

VII.

Das Wort Glauben schließt schon in seiner Sprachwurzel eine philosophische Belehrung ein. Im Deutschen hängt Glauben zusammen mit Loben und Lieben; im Griechischen gilt dasselbe Wort für Glauben und Gehorchen, im Lateinischen dasselbe für Glauben und Vertrauen. Der hl. Thomas trifft das Gemeinsame dieser Sprachweisheit, wenn er sagt, daß beim Glauben die Wahrheitsannahme nicht durch die Evidenz des Gegenstandes, sondern durch die Anteilnahme und Zustimmung des Willens zu stande komme. Man muß in etwa den Inhalt der Erkenntnis lieben, wenn man ihn gläubig festhalten will; das gilt von törichten und verwerflichen Vorurteilen wie vom sittlich berechtigten Glauben. Man muß, wenn dieser Inhalt durch andere dargeboten wird, ihrer Gesinnung Vertrauen schenken, ihrem Worte sich unterwerfen.

Die überragende Bedeutung des religiösen Glaubens läßt es uns oft übersehen, in welchem Umfange wir auch im Irdischen ständig und überall auf den Glauben angewiesen sind, wie eng der geistige Besitz umschrieben ist, den wir durch eigenes Forschen, sei es nun Augenschein und Experiment oder intuitives und schließendes Denken, gewonnen haben. Der Historiker glaubt seinen Quellen, der Richter den Zeugen, der Herrscher seinen Ratgebern und Beamten; für die Wirkung der ärztlichen Kunst ist die Macht des gläubigen Vertrauens sprichwörtlich. Selbst die einfachsten Verrichtungen werden zur Qual und Unmöglichkeit, wenn nervöse Zweifelsucht den gesunden Mut des Glaubens gebrochen hat. Wer könnte mir beweisen, daß der Kellner, der ein Glas Bier bringt, kein Giftmischer, der Barbier, der sein haarscharfes Messer an meine Kehle setzt, kein mordlustiger Anarchist, der Zugführer, der den elektrischen Wagen die Gebirgsbahn hinunterleitet, kein Geisteskranker ist?

Wichtiger als Gelehrsamkeit und Gesundheit, als Recht und Staat, ja wichtiger als das Leben selbst ist das Göttliche und Ewige, aus dem und für das wir leben. Daß auf diesem Gebiete Ueberlieferung und Glaube tatsächlich die wichtigste Rolle spielen, leugnet niemand; was sollten die Armen im Geiste, was sollte die Jugend anfangen, wenn nicht der Glaube mit seinen Strahlen ihre Lebensbahn beleuchtete! Eine göttliche Wahrheit verdient aber auch,

in Wirklichkeit durch eine göttliche Ansprache verkündet und verbürgt zu werden. Es wäre töricht, zur Förderung irdischer Wissenschaft Offenbarungen zu erwarten; dagegen ist es innerlich begründet und der Größe des Gegenstandes entsprechend, wenn wir über Gott von Gott belehrt werden.

VIII.

Nur die Denkschwäche des seichten Rationalismus flieht vor der Tatsache einer besonderen Offenbarung — Kaiser Wilhelm II. nannte sie kürzlich die rein religiöse, die katholische Kirche nennt sie deutlicher die übernatürliche — wie vor etwas Unerhörtem und absolut Fremdartigem. Man kann diese Schwäche und Oberflächlichkeit jener gleichgültigen oder leichtfertigen Scheu an die Seite stellen, mit der sich der Durchschnittsmensch an dem Gedanken des Todes vorbeidrückt. Wer möchte es leugnen, daß uns allen in gesunden Tagen der Tod und der Zustand nach dem Tode als ein vollkommen Fremdes, Fernliegendes, Unverständliches erscheint? So oft wir auch Todesnachrichten lesen, Tote zur Ruhe begleiten, der Gedanke, daß wir selbst sterben werden, daß unser Leben nur eine etwas umständliche Einleitung zum Tode ist, spielt in unseren Berechnungen, in unseren Freuden und Sorgen eine verschwindende Rolle. Und doch ist die Tatsache des Todes die allersicherste, die Frage über unser Schicksal nach dem Tode die allerwichtigste. Wir schließen daraus: ob etwas dem flüchtigen, alltäglichen Meinen und Fühlen wahrscheinlich oder fremdartig vorkommt, beweist für seine Möglichkeit und Wirklichkeit nichts, gar nichts.

Ja, die beiden erwähnten Tatsachen, die für den äußerlichen Sinn des Weltkindes Steine des Anstoßes sind, die gleich erratischen Blöcken die gebahnten Pfade seines Spaziergangs durchs Leben stören, hängen aufs innigste zusammen. Wenn das ganze Erdendasein mit seiner Natürlichkeit und aufdringlichen Wichtigkeit ein schnell sich abwickelndes Schauspiel ist, zugleich aber ein solches, von dessen Führung und Ausgang die Kränze und Ehren eines neuen, höheren Lebens abhängen, dann erscheint es nicht ungereimt, sondern sehr naheliegend, daß Gott aus jener höheren, ewigen Wirklichkeit Worte der Wahrheit, des Trostes und der Ermutigung sen-

det, die uns über den wahren Sinn und Zweck des Lebens aufklären. [1])

IX.

Manche Einwände gegen die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit der Offenbarung sind seit der Aufklärungszeit dieselben geblieben. Die Gegner berufen sich auf die Natur des menschlichen Geistes; er gewinne seine Erkenntnisse nicht von außen, durch Darbieten, Einhauchen, Eingießen (Inspiration), sondern durch innerliche, selbsttätige Produktion. Die alte Inspirationslehre, nach welcher der Prophet ein passives, willenloses Werkzeug des Heiligen Geistes war, sei ebenso Gottes wie des Menschen unwürdig. — Es ist die „alte" protestantische Theorie, die hier kritisiert und mit Recht abgelehnt wird. Nach der katholischen Auffassung des Uebernatürlichen ist die Inspiration kein passives, mechanisches Geschehen; nach ihr durchdringen sich Natur und Gnade, göttliche Erleuchtung und Selbsttätigkeit, ohne daß sie sich behindern oder beeinträchtigen. Das Licht von oben weckt die geistigen Kräfte, hebt und steigert sie; je mehr Erleuchtung und Gnade, desto mehr geistiges Leben und sittliche Kraftentfaltung. Daher war auch der Beruf zum Prophetenamte ein Beruf zu tief erregender Geistesarbeit und sittlicher Tatkraft. Auch ist Gott nicht der Seele äußerlich; er wohnt im tiefsten Seelengrunde, er trägt und lenkt schon alles natürliche Denken und Wollen; so kann er auch neue, unerhörte Wahrheiten aus der Tiefe des Geistes aufleuchten, als seine Offenbarung einleuchten lassen. Wenn der Gott des Alten und Neuen Testamentes außerdem der Natur sich bedient zur Einkleidung seiner Gedanken, wenn er unter Donner und Blitz und in hörbarer Rede zum Menschen spricht, bleibt er nicht auch

[1]) Im Buche Job Kap. 28 wird gefragt, wo die wahre Weisheit ihre Stätte habe. Nicht bei den Menschen, so wird geantwortet; erst recht nicht bei den Wohllebenden. Aber auch in den Abgründen, aus denen edles Gestein gegraben wird, und in den Tiefen des Meeres ist sie nicht zu finden. Die Vögel des Himmels kennen sie nicht. „Tod und Verwesung sagen: Wir haben von ihrem Rufe gehört." „Aber Gott kennt ihren Weg und weiß ihre Stätte . . . Als er die Winde wog und dem Meere sein Maß setzte, als er dem Regen seine Regel gab und den brausenden Stürmen ihre Bahn wies, sah er sie und sprach er sie aus (natürliche Offenbarung). Und zu den Menschen redete er: Siehe, die Furcht des Herrn ist Weisheit, und Abkehr vom Bösen ist Einsicht (positive Offenbarung)".

da im Rahmen jener Gesetze, die das Werden und Wachsen der Menschenseele beherrschen? Welche Verkennung der Tatsachen, zu glauben, das Erkennen sei reine Selbsttätigkeit, schöpferische Zeugung; von der ersten Sinnesempfindung an wird ja die Seele durch die Außenwelt zum Denken angeregt, von den Dingen der Natur befruchtet; tagtäglich empfängt sie äußere Offenbarungen durch Einwirkung der Sinne und durch Belehrung der Menschen. Daß ein roher Stein oder Baum sich meiner Seele offenbart, daß die Materie den Geist bewegt und beeinflußt, ist an sich viel seltsamer und staunenswerter, als daß der geistige Gott, der Schöpfer und Herr der Seelen, zur Seele redet.

„Aber wenn uns Gott seine Gedanken mitteilt, müssen sie nicht notwendig in der Enge und Dunkelheit unseres Geistes getrübt und verzerrt werden? Muß nicht alles, was wirklich Eigentum unseres Geistes wird, auch an der Bedingtheit, Halbheit und Irrtumsfähigkeit unserer Erkenntnis teilnehmen? So würde dennoch der eigentliche Zweck der Offenbarung nicht erreicht, eine unfehlbare Instanz im Streit der Meinungen aufzurichten!" — Wenn die Gedanken Gottes im menschlichen Geiste sich widerspiegeln, in menschlichen Worten sich kristallisieren, so müssen sie freilich die Form menschlicher, also beschränkter Erkenntnis annehmen. Der denk- und wortgewaltigste Apostel bekennt, daß er den himmlischen Schatz in gebrechlichem Gefäße trage; er seufzt: Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr gehört, kein Herz empfunden, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben! Nicht bloß Allgemein-Menschliches, auch Nationales, Zeitgeschichtliches, Persönliches fließt in die Form der Offenbarung ein; die Propheten reden die Dichtersprache des Orients, die Evangelisten haben jeder seine literarische Absicht und Eigenart, Petrus schreibt in anderem Stile und Tone wie Paulus. Und dennoch verkünden alle diese Männer dieselbe Lehre, dennoch bewahrt die Offenbarung bei der Vielheit und Unvollkommenheit ihrer Organe ihre Einheit und Reinheit. Man verwechselt eben Unvollkommenheit und Unwahrheit, Anpassung und Fälschung! All unser Erkennen ist unvollkommen, auch das der logischen und mathematischen Gesetze; wer aber wollte leugnen, daß dieses Erkennen wahr sei? Alle menschliche Einsicht ist nach Alter, Talent und Individualität abgestuft; und doch, wie viele natürliche Wahrheiten sittlicher und religiöser Art sind Gemeingut der Kinder,

des Volkes, der Gelehrten, sind hier wie dort Wahrheiten? Der geniale Künstler entwirft in einigen Bleistiftzügen ein treffendes, charaktervolles Porträt; es zeigt die höchste Aehnlichkeit mit der Person, und doch ist es nur eine Skizze gegenüber dem ausgeführten, farbenreichen Gemälde.

Die geistige Erfassung und Durchdringung des Offenbarungsschatzes durch die Menschheit zeigt ähnliche Unterschiede und Fortschritte. Die kirchliche Glaubenslehre hat im Laufe der Jahrhunderte eine großartige Entwicklung und Klarstellung erfahren; die Theologen des 2. und 3. Jahrhunderts mußten zur Veranschaulichung des Dogmas mühsam ringen nach Begriffen und Ausdrücken, die uns mühelos zur Hand liegen; und doch, es war dasselbe Dogma, das die Kirche damals bekannte, das die Martyrer jener Zeit mit ihrem Blute besiegelten. Nur wenn man diese Entwicklung übersieht, die siegreiche Einheit und Kontinuität der katholischen Lehre geringschätzt, kann man behaupten, es sei für die Menschheit, auch unter göttlichem Beistande, unmöglich, die Wahrheit zu hegen und fortzupflanzen, ohne sie zu beflecken und zu verunstalten.

X.

Die genetische Geschichtsbetrachtung will die soziale und geistige Kultur aus ihren menschlichen und irdisch nachweisbaren Gründen verstehen; sie reiht auch das Christentum als natürliches Produkt komplizierter kultur- und religionsgeschichtlicher Verhältnisse in diese Entwickelung ein. Eine positive Offenbarung, so sagt man, würde mit ihren plötzlichen, stoßweisen Eingriffen das stille Wachsen und Blühen, den organischen Fortschritt der Kultur stören und verwirren.

Ist es richtig, daß der Fortschritt der Bildung und Gesittung so folgerichtig und stetig vor sich geht, wie das Wachstum eines Baumes? Sehen wir nicht umgekehrt, daß häufig gewaltsame Störungen, furchtbare Katastrophen neue Kulturperioden einleiten, gewaltige Kräfte im Völkerleben entbinden? Zeigt uns nicht die Völkerwanderung, die Eroberung Konstantinopels, die französische Revolution, wie aus den Ruinen, die rohe Zerstörungslust aufhäuft, frisches Leben aufblüht? Wenn also die Hand Gottes in der Heilsgeschichte solche Katastrophen wirkte, würde es nicht dennoch

möglich sein, daß aus und nach solchen Erschütterungen der Baum der Kultur fester wurzelte und fruchtbarer sich ausbreitete?

Aber der Gott des Christentums ist kein Gott der Gewalt und Zerstörung; er neigt sich herab, um aufzurichten, um zu heilen und zu beleben. Gewiß weist uns die Philosophie und Geschichte der Religion auf eine Katastrophe verhängnisvoller Art zurück; aber sie ist die Tat des Menschen, der Abfall von Gott, der Sündenfall. Seitdem ist das Bild, das uns die Religionsgeschichte außerhalb der Wirkungssphäre der Offenbarung zeigt, nicht Aufstieg zu reineren Anschauungen und Kultformen, nicht hoffnungsvolles Blühen und Wachsen, sondern Entartung und Verkümmerung, Hinabsinken in Aberglauben oder Skepsis. Auch die moderne Entwicklung läßt kaum einen Schimmer von Hoffnung, daß der Kulturfortschritt aus sich zur religiösen Hebung und Erneuerung der Völker führen wird. Nicht um den natürlichen Aufstieg der religiösen Gesittung zu hemmen, sondern um ihr natürliches Sinken aufzuhalten und ihr höhere Triebkräfte einzupflanzen, hat Gott sein „Wort, Kräfte der jenseitigen Welt" (Hebr. 6, 5) herabgesandt.

Dabei trägt Gott allen Bedürfnissen organischer Menschheitsentwickelung Rechnung, weil seine Allmacht nicht ohne seine Weisheit tätig ist. Die Führung des Judentums und Heidentums war eine großartige geschichtliche Vorbereitung des Christentums. Die Religion Israels, die griechische Bildung, das römische Staatswesen bereiteten der neuen Lehre den Boden. Aber so wenig wie der Boden die Saat erzeugt, so wenig konnte die Mischung und Berührung verschiedener Kulturen das Christentum schaffen. Man sagt, der berühmte Geschichtsforscher Mommsen habe den vierten Band seiner römischen Geschichte darum nicht in Angriff genommen, weil er den Ursprung und Sieg des Christentums aus historischen Gründen nicht zu begreifen vermochte; ein Zeichen, daß die Ausschaltung des übernatürlichen Faktors in der Geschichte nicht so einfach ist, wie manche dii minores glauben.

Lasse man sich nicht betören von dem Zauber des Schlagworts „Entwickelung"! Die Naturwissenschaft, die dieses Schlagwort aufgebracht hat, verzweifelt allmählich daran, selbst auf ihrem Gebiete eine geschlossene und stetige Entwickelungsreihe vom Anorganischen zum Lebendigen, vom Stofflichen zum Geistigen durchzuführen. Ratlos steht sie vor

der Frage, wie das Leben aus dem Leblosen, der Geist aus dem Stoffe entstanden sei. Das vorurteilsfreie Denken führt auch hier auf „Eingriffe“ Gottes, auf schöpferische Akte göttlicher Macht und Intelligenz. Wenn die Gesetzlichkeit der Natur dabei keinen Schaden leidet, warum soll der viel losere Kausalnexus der Geschichte gestört werden, wenn der Geist Gottes, der über den Wogen der Zeiten schwebt, an den großen Schöpfungstagen der Heilsgeschichte ein neues „Fiat lux!“ spricht!

XI.

Wenn schon das Opfer unseres Leibes nach den Worten des Apostels (Röm. 12, 1) ein vernünftiges Opfer (rationabile obsequium) sein soll, dann gilt dies umsomehr von dem im Glauben liegenden sacrificium intellectus. Man liest häufig, die katholische Vorzeit habe das „Credo ut intelligam“ an die Spitze ihrer Wissenschaft gestellt, die Kirche und ihre Theologie fordere einen „blinden Autoritätsglauben“.[1]) Nichts ist unwahrer; die ganze Scholastik sagt mit ihrem Meister: „Die Erkenntnis des Glaubens setzt die natürliche Erkenntnis voraus, wie die Gnade die Natur voraussetzt.“[2]) Das Vatikanum weist ausdrücklich die Annahme zurück, der Glaube sei eine blinde Gefühlswallung, es verlangt für ihn ein natürliches „Fundament“ in der Vernunftüberzeugung (Sess. 3, c. 3 u. 4). Für die Gewinnung dieser Ueberzeugung können die verschiedensten Motive mitwirken, innere und äußere, rationale und mystische, historische und persönliche. Der Abschluß muß aber immer sein: die sittliche Erkenntnis, daß die Hingabe an die Offenbarung erlaubt und pflichtmäßig ist. „Non ea crederet, nisi videret ea esse credenda.“[3])

„Das ist das Ende der Philosophie,
Zu wissen, daß wir glauben müssen.“ (Geibel.)

In der Predigt der Apostel spielen als Beweggründe zum Glauben neben den Weissagungen die Wunder eine große Rolle, vor allem die Auferstehung des Herrn. Es ist bezeichnend, daß derselbe Evangelist Johannes, der die innere

---

1) So z. B. v. Hartmann, Phänomenologie des sittl. Bewußtseins, S. 79.
2) Thom. De Verit. qu. 14. a. 9 ad 8.
3) Thom. S. theol. II, II q. 1. a. 4. ad 2.

Schönheit und Tiefe der Lehre Jesu am vollkommensten wiedergibt, auch am meisten Gewicht legt auf die Beweiskraft der Wunder. Die letzte Erklärung hierfür liegt in dem Worte seines Prologs: „Das Wort ist Fleisch geworden und wir haben seine Herrlichkeit gesehen als die des Eingeborenen vom Vater.“ Wenn der höchste Gegenstand des Glaubens, der ewige Gott, durch eine wunderbare Tat in die Welt der geschichtlichen Erscheinungen eingetreten ist, dann ist es klar, daß die zum Glauben hinstrebende Vernunft an geschichtlichen Tatsachen sich orientieren, durch geschichtliche Vermittlungen zu Christus geführt werden muß. Die Behauptung, nur ein inneres Geisteszeugnis, eine unmittelbare Erleuchtung könne christlichen Glauben erzeugen, verträgt sich nicht mit einer Religion, die so wesentlich historisch ist wie das Christentum; sie drängt notwendig zur Elimination aller Heilstatsachen, zu einem Christentum ohne Christus. Die katholische Auffassung verkennt nicht den ausschlaggebenden Einfluß der Gnade bei der Bekehrung; aber wie das Sonnenlicht das Auge öffnet, nicht verschließt für die Herrlichkeit der Welt, so will auch das Licht der Gnade den Geist empfänglich machen für die objektive Wahrheit und Schönheit des Christentums, es will nicht diese geschichtliche Wirklichkeit ersetzen. Darum konnte der hl. Augustinus, der wie kaum ein zweiter die sittliche Hoheit des Evangeliums empfunden und den überwältigenden Eindruck der Gnade erfahren hatte, zugleich schreiben: „Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht die Autorität der katholischen Kirche dazu bewöge.“ [1])

XII.

Die natürliche Begründung des Glaubens, in wissenschaftliche Form gebracht, geht von der geschichtlichen Tatsache und Entstehung des Christentums aus, für deren Feststellung das Neue Testament die wichtigste Grundlage bildet, und zwar nicht als inspirierte Schrift, sondern als geschichtliche Urkunde. Sie erkennt aus der Uebernatürlichkeit des Lebens und Wirkens Christi seine göttliche Sendung und Lehrautorität und folgert daraus die Pflicht, die von ihm verkündete und seiner Kirche anvertraute Heilsbotschaft gläubig anzunehmen.

[1]) Contra epist. Manich. I, n. 6.

Schon vor der Annahme des Glaubens und dem Eintritt in die christliche Gemeinde tritt die Kirche bedeutungsvoll in den Gesichtskreis des Suchenden; sie ist die Trägerin jener geschichtlichen Urkunden, sie selbst ist ein gewaltiges monumentales Zeugnis für die geschichtliche Wirklichkeit Christi; ihre Verfassung trägt ursprünglichen, apostolischen Charakter, ihre Einheit, Dauer und Lebenskraft bildet ein fortdauerndes Wunder und eine erfüllte Weissagung.

Die protestantische Theologie hat für diese natürlich-geschichtliche Grundlegung des Glaubens entweder eine deutliche Ablehnung oder doch ein unverhohlenes Mißtrauen. In dem Streit über das apostolische Glaubensbekenntnis schrieb Prof. Cremer gegen Harnack: „Wir fordern nicht zuerst einen Glauben an Tatsachen als Voraussetzung und Bedingung des Glaubens an Christus, sondern der Glaube an Christus ist und setzt den Glauben an die Tatsachen."[1]) Erst müsse man sich über die Person Christi klar sein; diese Frage aber könne nicht geschichtlich gelöst werden, sondern jeder Einzelne löse sie auf dem Wege religiösen Verhaltens.[2]) Subjektive Erfahrungen, Gefühlseindrücke, sittliche Wirkungen sollen den Glauben an die Person Christi erzeugen; je nachdem dieser Glaube mehr oder minder orthodox ausfällt, konstruiert dann jeder die geschichtliche Erscheinung Christi mehr oder minder übernatürlich. Neuestens hat es ein freisinniger Theologe klipp und klar ausgesprochen: „Es kann uns im Grunde gleichgültig sein, wer Jesus Christus war . . . Es handelt sich um die Frage: Wer Jesus Christus ist?."[3])

---

[1]) Zweite Streitschrift. 2. Aufl. Berl. 1893, S. 42.

[2]) Zum Kampf um das Apostolikum. 7. Aufl. Berl. 1893, Seite 38. Harnack konnte in seiner Antwort gegen diese Auffassung manches Treffende bemerken; dagegen sind seine Aeußerungen gegen die katholische Apologetik Lufthiebe.

[3]) Christl. Welt 1901, Nr. 35. Weiter heißt es dort: „Wir wollen uns sein Bild nicht vermitteln lassen durch geschichtliche Urkunden vergangener Tage. Wir wollen ihn nicht bei uns haben in der Bibel. Er war lebendig in den Menschen, ehe es das Neue Testament gab und er ist lebendig ohne Neues Testament auch heute noch . . . In der christlichen Gemeinde ist er . . . In diesem Seelenleben lebt Jesus Christus. Hier! Sondiert mein Seelenleben! . . Ich suchte ein Herz, ich begehrte eine Seele, ich lechzte nach Geist. Was meinem Wesen verwandt war, das sollte mein Gott sein. Da schuf ich mir meinen Gott aus dem Guten und aus der Wahrheit, aus der Liebe und aus dem Geist. Und als ich fertig war mit Schaffen . . ., da stand Jesus Christus vor mir, der Jesus der christlichen Gemeinde."

Diese Erscheinung ist nicht verwunderlich. Der Protestantismus hat von Anfang an die Verbindung zwischen Vernunft und Glauben, objektiver Heilstatsache und subjektiver Aneignung nicht erfaßt. Er leugnete oder unterschätzte die natürliche Befähigung des Geistes für das Religiöse und erblickte im Glauben einen unvermittelten Gewaltakt der Gnade. Dazu kam die vom Standpunkt der Selbsterhaltung ganz gesunde Empfindung, daß eine unbefangene geschichtliche Betrachtung des Christentums nur der katholischen Kirche zugute komme, nicht aber einem Bekenntnisse, das seine Entstehung einem schroffen Bruche mit der geschichtlich beglaubigten Kirche verdankt, das in seiner Rechts- und Kultusordnung kaum mehr eine Spur des apostolischen und alten Christentums an sich trägt. Auch hier gilt das Sprüchwort: Alle Wege führen nach Rom. Die objektiven Glaubenswürdigkeitsgründe des Protestantismus sind nach jeder Richtung hin ungenügend; darum wollen viele seiner Anhänger von einem wirklichen Glauben überhaupt nichts mehr wissen, während die mystischen Sekten sich in gewaltsamen Versuchen abquälen, eine direkte Vergewisserung von oben zu erhalten, die Gläubigen aber unbewußt die katholische Tradition, z. B. das „von allen Konfessionen bekannte Symbolum" zu Hülfe rufen — in der Tat das einzige Mittel, einen vernünftigen Christenglauben zu retten.

XIII.

„Der Gläubige ist nicht leichtgläubig; er wird bestimmt durch hinreichende Gründe: durch die Autorität des göttlichen Wortes, die durch Wunder bestätigt ist, und, was mehr ist, durch die innere Erleuchtung und Einladung Gottes." (Thom. S. theol. II. II. q. 2. a. 9. ad 3.) Natürliches Nachdenken und Studium kann den Weg zum Glauben ebnen; nur die Gnade führt ins Innere des Heiligtums. „Niemand kann zu mir kommen, wenn nicht mein Vater ihn zieht." Wir steigen forschend die Stufen empor zur Burg des Glaubens; aber droben stehen wir vor einer steilen Marmorwand, über die uns nur ein kühner Aufschwung auf den Flügeln göttlicher Kraft hinweghebt. Der Glaube ist nicht bloß das „Ende der Philosophie", sondern auch der Anfang der Mystik; er ist nicht bloß die Frucht der Belehrung, sondern auch die Frucht des Gebetes.

Denn „Glauben“ heißt: von der natürlichen Ueberzeugung fortschreiten zur übernatürlichen sittlichen Tat, zur demütigen, rückhaltlosen Hingabe an eine Wahrheit, die übersinnlich und unbegreiflich, zugleich aber anspruchsvoll und gebietend aus Himmelshöhen in dieses Leben hineinragt, an eine Wahrheit, die nicht zufrieden ist, als poetische Verklärung der Wirklichkeit und Trost des Gefühls zu gelten, die vielmehr eine leuchtende Fackel sein will für das Denken, ein Ferment höheren Lebens, ein Fundament alles Strebens und Hoffens.

Glaube ist Erhebung; Erhebung über die Sinnlichkeit, deren gleißender Zauber die Augen der Menge in materiellen Werten und Genüssen festhält; Erhebung über die Selbstgenügsamkeit der Vernunft, die nach dem Grundsatz der Sophisten: „Der Mensch das Maß der Dinge“ alle Weisheit sich selbst verdanken, über alle Wahrheit nach ihrem engen Sehkreise urteilen möchte; Erhebung über die Selbstsucht, Eigenmacht und Unreife des Willens, der seine Vollkommenheit und Seligkeit aus sich selber schöpfen, aus eigener Kraft, nach eigenem Gesetz verwirklichen möchte; Erhebung über die Meinungen des Tages und der Menge, die bei aller Seichtigkeit und Veränderlichkeit doch eine so große Tyrannei über unzählige Geister ausüben, auch über solche, die sich Starkgeister nennen.

Glaube ist Anfang höheren Lebens, vollkommener Sittlichkeit. Sittlichkeit ist ja Durchdrungensein von der Wahrheit, Anpassung an die Wahrheit; jede Sünde ist eine innere Unwahrheit, ist Lüge und Finsternis. „In der Wahrheit bestehen“ heißt nach den Worten der Schrift „in der Tugend feststehen“. Wirkliche Festigkeit in der Wahrheit, in idealen Lebenszielen, eine Festigkeit, die zugleich den Charakter unerschütterlich macht in allen Stürmen und Versuchungen, in Not und Tod, ist Geschenk des Glaubens, nicht der Philosophie. — Sittlichkeit ist Opfergesinnung, Aufgeben und Vergessen seiner selbst im Dienste des Höheren und Allgemeinen. Es ist kein Wunder, daß der Glaube hiezu die rechte Stimmung verleiht, denn der Glaube selbst ist Opfer, Opfer des Edelsten im Menschen, der geistigen Unabhängigkeit. Darum ist auch der Glaube Torheit für den Heiden, den Ungläubigen. Aber ist nicht auch die Sittlichkeit, weil sie Opfer ist, Torheit für den Sinnenmenschen? — Sittlichkeit ist Anerkennung der Autorität, Ehrfurcht und Bescheidenheit gegenüber heiligen Gewalten. Der „Gehorsam“

des Glaubens schlingt das erste Band heiliger Achtung und Demut um die Seele; die Zerreißung dieses Bandes, die Auflehnung gegen den Glauben erzeugt leicht revolutionäre, trotzige Ungebundenheit auch auf anderen Gebieten.[1]) — Christliche Heiligkeit heißt Einswerden mit Gott, von seinem Leben erfüllt, von seinem Geiste getrieben sein. Nun geht aber der Geist Gottes vom Sohne aus, der ewige Liebeshauch vom ewigen Worte; so entspringt auch im Christen die Heiligkeit aus der Wahrheit, die Liebe aus dem Glauben. Wer eins werden will mit Gott, muß sich selbst „entwerden"; wer aus Gott geboren werden will, muß sich selbst absterben; durch das Dunkel und die Nacht des Glaubens geht der Weg zum Lichte des Gottschauens.

XIV.

In einem jener ergreifenden Gedichte, in denen Annette von Droste ihre inneren Kämpfe schildert, sagt sie, in den dunkelsten Stunden, wo des trotzigen „Verstandes Fluch" an ihrem Glauben nagte, sei eines ihre Rettung gewesen: die Sehnsucht nach dem Glauben, die Liebe zur Reinheit und Wahrheit:

„Ein Kleinod hab' ich mir gehegt:
Da mein Gewissen, oft befleckt,
Doch nicht in Schnee und Eis gelegt
Und nicht in Lava sich gestreckt.
Ach, Odem noch die Liebe hat.
Die Hoffnung treibt ein grünes Blatt,
Und auch der Glaube, todesmatt,
Faltet die Hände, ob sie Segen brächten."[2])

Der hl. Augustinus bemerkt dasselbe den Manichäern gegenüber: Sie können die Geheimnisse des Christentums einstweilen nicht verstehen, aber sie können nach Licht und Weisheit verlangen. „Wenn die Weisheit und Wahrheit nicht mit aller Kraft der Seele begehrt wird, kann sie auf keine Weise gefunden werden. Wird sie aber in würdiger Weise gesucht, so kann sie sich ihren Liebhabern nicht ent-

[1]) Die Gemahlin Leopolds v. Stolberg schreibt, sie habe, weil sie erst spät zum Glauben gekommen sei, um so deutlicher erkannt, „wie die größte unheilbarste Wunde unserer Zeit im Unglauben liegt, der in seinem Gefolge Hoffart, Mangel an Ehrerbietung im ausgedehntesten Sinne des Wortes und vieles andere führt". (Janssen, L. v. Stolberg. S. 468.)

[2]) Geistl. Jahr, 25. Sonntag nach Pfingsten.

ziehen. »Bittet, und ihr werdet empfangen; suchet, und ihr werdet finden; klopfet an, und es wird euch aufgetan werden.« Durch Liebe bittet man, durch Liebe sucht man, durch Liebe klopft man an, durch Liebe enthüllt und ergreift man die Wahrheit." [1]) Er gesteht von sich selbst, daß er die Gnade des Glaubens ohne diese Sehnsucht nie erhalten hätte. „So tief lag ich unter dem Schutte manichäischer Fabeln, daß, wenn mir nicht die Liebe zur Wahrheit (amor inveniendi veri) den göttlichen Beistand erwirkt hätte, ich nimmer mich hätte erheben und zur wahren Freiheit des Forschens aufatmen können." [2])

Noch einfacher und großartiger spricht die Hl. Schrift dieselbe wichtige Wahrheit aus. „Das Licht kam in die Welt, aber die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht, denn ihre Werke waren böse. Wer die Wahrheit tut, kommt an das Licht." (Joh. 3, 19 ff.) Die Pharisäer werden nicht zum Glauben kommen, weil sie nicht Gott und die Ehre, die bei Gott ist, lieben, sondern Ehre von den Menschen suchen. (Joh. 5, 42 ff.) Die Verführten des Antichrists vor dem Weltende werden darum dem Glauben untreu, weil sie „keine Liebe zur Wahrheit" besitzen, weil sie am Unrecht Freude haben. (II. Theff. 2, 10 ff.)

Demnach ist es kein Pharisäismus, zu sagen, daß den Gegnern des Glaubens vielfach jene Lauterkeit und sittliche Strenge der Gesinnung fehlt, die zum Glauben notwendig ist. Tausende, sagt Hilty, wollen (mit einem Wort gesagt) in ihrem Handeln durch den Glauben nicht geniert sein.[3]) Fr. Coppée bemerkt in seinen Selbstbekenntnissen: „Was mich von meiner frommen Gesinnung abbrachte, das waren, ich gestehe es offen, die Verirrungen des jugendlichen Alters und die Scheu vor gewissen Geständnissen,"[4]) und er appelliert an das Gewissen „sehr vieler" Gleichgestellter, zur Bestätigung der Tatsache, daß der Unglaube nicht selten eine Rechtfertigung der Unsittlichkeit sei. Dennoch wollen wir uns hüten, diese Tatsache zu verallgemeinern bezw. bei dem Worte Unsittlichkeit an eigentliche Lasterhaftigkeit zu denken. Abgesehen von dem gewaltigen Einflusse, den die ganze Atmosphäre unserer kritisch-skeptischen Bildung auf die Kinder

---

[1]) De mor. eccl. cath. 31. — [2]) De lib. arb. I. 4.
[3]) A. a. O. S. 47.
[4]) Fr. Coppée, Rettendes Leiden. Mainz 1899, S. 5.

der Zeit ausübt, müssen wir neben der Sinnlichkeit an die geistige Ungebundenheit und Ueberhebung denken, die heute kaum mehr als Sünde angesehen wird. „Wir lieben nicht die Finsternis, wir ringen und kämpfen um die Wahrheit," so rufen uns manche dem Glauben fremd oder feindlich gegenüberstehende Geister zu. Nun gut, entgegnen wir; aber euer Interesse ist zu sehr der engen, zersplitterten geschöpflichen Wahrheit zugewandt, die man messen und wägen, die man den Dingen abtrotzen und in seinen Dienst nehmen, die man zu Ruhm und Genuß verwerten kann, einem Wissen, das nicht weise macht, sondern aufbläht. Wo aber ist die glühende Sehnsucht zu finden nach einer über dem Menschen thronenden Wahrheit, für welche die tiefste Herzens- und Gewissensstimme Zeugnis ablegt, jene unstillbare Sehnsucht, wie sie einen Justinus und Augustinus, ja auch einen Plato und Leibniz erfüllte? Wo ist der Durst nach einer Wahrheit, die als höchstes Gut und heiliges Gesetz über dem Wollen und Denken steht, nach einer Wahrheit, die sich nicht dem trotzigen Suchen willenlos preisgibt, sondern sich in freier Gnade zum demütigen Flehen herabläßt? Wo ist die Bereitwilligkeit, einer solchen Wahrheit, auch wenn sie im Dunkel des Geheimnisses nahe tritt, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben?

Vom Atheismus sagt ein heutiger Naturforscher: „Er scheint mir auf einer inneren Abneigung gegen die Annahme einer Gottheit zu beruhen, auf der Flucht vor einer unerwünschten Lösung des Welträtsels, auf einer bis ins Pathologische gesteigerten menschlichen Ueberhebung." [1])

XV.

Das rationalistische Denken stößt sich am meisten an den Geheimnissen des Christentums. Noch vor kurzem hat ein berühmter Gelehrter von „Formeln, die wie Schwerter starren", gesprochen. Es könnte in der Tat scheinen, daß eine Offenbarung, die dem Geiste Unbegreifliches zumutet, eine tote Formel bleiben müsse. Allein schon ein Blick in die Geschichte des kirchlichen und Kulturlebens gibt uns eine überraschende Aufklärung über das Irrige

[1]) Reinke, Die Welt als Tat. Berl. 1899. S. 460.

dieser Annahme. Das Geheimnis von der Menschwerdung des Sohnes Gottes hat dem christlichen Denken, Fühlen und Leben zu allen Zeiten sein charakteristisches Gepräge gegeben; der Heldenmut der Martyrer, das Gebetsleben der Heiligen, das religiöse Vertrauen des Volkes gilt Christus dem Gottmenschen. Die „starre Formel“: „Geboren aus Maria der Jungfrau“ hat den lebendigsten Einfluß ausgeübt auf soziale Verhältnisse, auf die Hochschätzung der Frau und Jungfrau, auf die Frömmigkeit, auf die bildende und dichtende Kunst. Ist die Idee des Weihnachtsfestes, das noch heute Millionen mit seinem Zauber ergreift, etwas Starres und Unfruchtbares? Und doch beruht sie auf der „Formel“ von dem Sohne Gottes und dem Sohne der Jungfrau. Was bleibt uns übrig von der eindrucksvollen Feier des Karfreitages und Osterfestes, wenn wir mit der modernen Theologie den Opfertod Christi als eine magische Vorstellung, die leibliche Auferstehung als ein „undurchdringliches Rätsel“ zurückweisen wollten? Der größte Stein des Anstoßes für den natürlichen Verstand, das Sakrament des Altares, bildet zugleich den Brennpunkt für das Andachts- und Opferleben der katholischen Kirche und ihrer edelsten Seelen; die christliche Kunst hat über dem Tabernakel ihre Dome gewölbt, dem Allerheiligsten die kostbarsten Kleinodien geweiht, an der liturgischen Handlung die Tonkunst und das Drama fortgebildet.

So sonderbar es klingt, tatsächlich hat das Mysterium mehr den Geist der Menschheit zum Denken erregt und zum Schaffen inspiriert, als die natürliche Theologie, die im Christentum enthalten ist. Rationalismus und Moralismus sind unfruchtbare Gebilde trotz — oder wegen — ihrer Durchsichtigkeit; auch die bloße Religion des Gefühls ist zu unbestimmt und ideenarm, um eine dauernde, vor allem eine soziale Macht zu werden. Die christlichen Geheimnisse knüpfen an die Ideen und Bedürfnisse des natürlichen Geisteslebens an. Indem sie das Erkennen nach der einen Seite in Dunkel hüllen, steigern und vertiefen sie es nach der anderen; ihr innerer harmonischer Zusammenhang ermöglicht eine gegenseitige Beleuchtung und Bestätigung herrlichster Art; ihre geheime Verwandtschaft mit der Natur treibt das Denken und Bilden zu ahnungsvollen Vergleichen und Symbolen. Mit dem Mysterium geht regelmäßig auch das Dogma verloren, mit dem Uebernatürlichen schwindet auch das Uebersinnliche aus dem Gesichtskreise. Sobald die christliche Moral ihres

mystischen und aszetischen Gehaltes beraubt wird, verliert sie auch ihre natürliche Richtung auf Gott und wird zur reinen Erfahrungs- und Diesseitsmoral. Sobald der Gottesbegriff von dem Geheimnis der Dreifaltigkeit losgelöst wird, verblaßt er regelmäßig zur Idee eines mehr oder minder unpersönlichen Allwesens. Sobald Christus seiner überzeitlichen, göttlichen Würde entkleidet wird, gerät trotz aller Bemühung, seine „Einzigartigkeit" zu retten, auch seine unvergleichliche menschliche Größe ins Wanken.

Sogar das philosophische Denken hat im Ringen mit den Rätseln des Glaubens mehr Anregung und Stärkung erfahren, als in der bloßen Betrachtung der Vernunftwahrheiten des Christentums. Der anfängliche Kampf für den Monotheismus gegen das Heidentum hat nicht solche Geisteshelden und Geisteserfolge erzeugt, wie die späteren Kämpfe für das trinitarische und christologische Dogma. Der hl. Augustin macht ausdrücklich darauf aufmerksam, daß der Geist des Christen nicht bloß durch lichtvolle Wahrheiten genährt, sondern auch durch dunkle und schwer verständliche geprüft und angeregt werden müsse.[1]) Sein Wahlspruch: Crede ut intellegas, den der hl. Anselm der Scholastik übermachte, verspricht der gläubigen Vernunft auch im Dunkel des Geheimnisses Strahlen segensvoller Erkenntnis — ein Abendrot nach dem mühevollen Tagewerk des Glaubens, ein Morgenrot vor dem himmlischen Schauen. — Der moderne Protestantismus ist gewiß nicht darum der Philosophie freundlicher geworden, weil er dem Mysterium feindlich ist; er hat die Geheimnisse des Glaubens zu „Formeln" herabgesetzt, er hat aber zugleich die Wahrheiten der Metaphysik in „Illusionen" aufgelöst.

Noch eines zeigt uns die Geschichte des Denkens: Wo der Glaube dem menschlichen Geiste keine Mysterien bietet, sucht er sie im A b e r g l a u b e n.

Die Mysterien des Christentums sind wie das Geheimnis des Lebens im Keim der Rose; das Wesen ist verborgen, unsichtbar, unfaßbar, aber es treibt Blüten voll Duft und Herrlichkeit.

---

[1]) Non solum nos nutriri manifestis, verum et exerceri oportebat obscuris. Contra mendac. n. 29.

XVI.

Auf die Frage, warum das Wunder in den späteren Jahrhunderten des Christentums so selten geworden, antwortet Gregor der Große, die übernatürliche Schöpfung des Christentums habe im Anfange eine außerordentliche Fürsorge Gottes erheischt, um in einer fremden und feindlichen Welt Wurzel zu fassen; so müsse ja auch die zarte Pflanze vom Gärtner gepflegt und begossen werden; der herangewachsene und erstarkte Baum aber bedürfe keiner besonderen Pflege. In gelehrterer Form spricht denselben Gedanken Möhler folgendermaßen aus: „Hätte Christus nicht Wunderbares gewirkt, wäre die Tätigkeit der Apostel nicht von Zeichen begleitet gewesen . . ., nie hätte das Evangelium das griechisch-römische Heidentum verdrängt. Der Irrtum war in die Rechte eingetreten, die nur der Wahrheit zustehen, und der Mensch, der durch sein ganzes Wesen genötigt ist, den Kult des sozialen Lebens, in das er versetzt ist, für den treuen Ausdruck, für das entsprechende Bild der religiösen Wahrheit, wie sie an sich ist, hinzunehmen, bedurfte außerordentlicher äußerer Beweise für die neue Ordnung der Dinge, und zwar so lange, bis sich dieselbe auch in einem großen Gesamtleben befestigt hatte. In dem Leben des Erlösers selbst treten diese höheren Bezeugungen am gewaltigsten hervor und ganz dicht aneinandergedrängt, weil die noch ganz in sich geschlossene Gewalt der alten Welt eben erst gesprengt werden mußte und die Erstlinge für das neue Reich Gottes ihrem Zauberkreise zu entreißen waren. In demselben Maße, als der Umfang der Kirche wuchs und die Idee der Erlösung und die Kraft des Kreuzes in einem immer mächtigeren sozialen Bilde sich darstellte, nahmen die Wunderbeweise ab, bis sie endlich ihre Aufgabe völlig gelöst und eine andere sie ersetzende Autorität hervorgerufen hatten." [1])

Auch die sittliche Aufgabe, die das Evangelium stellt, das Leben für Gott und die jenseitige Welt, ragte mächtig und schroff über das sittliche und soziale Niveau jener Zeit empor. Nicht bloß der Irrtum war in die Rechte der Wahrheit eingetreten; die Sünde, die vollendete Weltlichkeit und Sinnlichkeit, hatte sich an die Stelle der Tugend, des

[1]) Symbolik, 2. Aufl. S. 318.

Gewissens, ja der Gottheit gesetzt. Woher sollte die Kraft kommen, diesen „Zauber" zu brechen, eine sittliche Erneuerung des Lebens auch nur für möglich zu halten? Das Wunder zeigte dem Menschen, wie die äußere Natur über ihren gewöhnlichen Lauf zu höheren Leistungen emporgehoben wurde; das Wunder konnte dem Menschen auch die Ahnung und Zuversicht geben, daß dasjenige, was ihm zur Natur geworden war, durch eine höhere Macht gelöst, das Gesetz des Fleisches überwunden, sittliche Freiheit und Unsterblichkeit errungen werden könne. Ein solches Gegengewicht gegen die gesellschaftlich legitimierte und herrschende Unsittlichkeit wurde überflüssig, nachdem eine christliche Gesellschaft, eine soziale Verkörperung der neuen Lebensgrundsätze in der Kirche erwachsen war.

Diese Betrachtung wirft auch Licht auf die wunderbaren Gotteswerke im Alten Bunde. Wir sehen, wie ein kleines, an sich mehr sinnlich als philosophisch veranlagtes Volk bei lebhafter Berührung mit den verführerischsten heidnischen Kulten allein die erhabene Idee des einen geistigen Gottes verkündet und dieselbe inmitten der Heidenwelt mit wachsender Treue festhält, wie dasselbe Volk in seinen Weissagungen und Vorbildern eine Messiashoffnung ausbildet, deren wahren und tiefsten Sinn es selbst nicht versteht, deren Größe und Bedeutung erst das Christentum in ungeahnter Weise enthüllt und ausreift. So manches im einzelnen aus der Entwickelung und Literatur des Alten Testamentes uns dunkel und schwerverständlich erscheint: das Volk Israel als Ganzes, in seiner Geschichte, seinem Kultus, seiner Prophetie, die sämtlich von einer unsichtbaren, zukünftigen Macht beherrscht erscheinen, ist ohne Analogie auf Erden, ist ohne eine übernatürliche Leitung Gottes unerklärlich.

„Unsere Idealisten und Spiritualisten bedürfen der Wunder für ihren Glauben nicht: eben weil es der ihrige, nicht der Glaube an Christus ist." [1]) Auch der Protestant mit seiner dürftigeren Vorstellung des kirchlichen Christentums wird stets größere Schwierigkeit haben, die biblischen Wunder anzunehmen, als der Katholik, der durch Lehre und Kultus in ein Lebensganzes von fortdauernder, innerlich wunderbarer Erhabenheit aufgenommen ist. „Ein Denkmal seiner Wunder hat uns der Barmherzige hinterlassen," darf

[1]) Möhler ebd. S. 319.

die Kirche mit dem Psalmisten singen. Dazu kommt, daß es auch an äußeren Wundern in der Geschichte der katholischen Kirche und ihrer Heiligen nie völlig gefehlt hat.[1])

XVII.

Der Glaube, der uns über die Heilsratschlüsse Gottes aufklärt, kann und will den Trieb und die Arbeit wissenschaftlicher Erkenntnis nicht ertöten, nicht ersetzen, sondern stützen, anregen und fördern. Gott hat dem Menschen die irdischen Dinge übergeben, damit er sie beherrsche und gebrauche; und zwar, wie Thomas von Aquin sagt, gebrauche „entweder zur Ausbildung seines Denkens, indem er aus ihnen die Wahrheit erforscht, oder zur Entwickelung seiner Kraft und Gestaltung seiner Ideen, wie der Künstler seine Konzeptionen dem Stoffe einprägt, oder endlich zur Erhaltung des körperlichen Lebens, das mit dem Leben des Geistes aufs engste verknüpft ist".[2])

Wenn die meisten Wissenschaften inhaltlich nur wenig die Sphäre des Glaubens berühren, so steht die Philosophie, die den letzten Grund und Zweck des Seienden erforscht, in nächster Beziehung zum Glauben. Gerade ihr hat die christliche Religion einen großen Dienst erwiesen, indem sie neben die Spekulation des Einzelnen die Tradition, das Erbe der geistigen Vorwelt, stellte und dem zügellosen Meinen und Zweifeln in der Feststellung ewiger, durch Offenbarung und Denken erprobter Grundsätze gewisse Schranken setzte. Auch von der Philosophie gilt in etwa das Wort, daß in der Beschränkung sich der Meister zeigt, und das andere Wort, daß niemand Meister wird, der nicht bei Meistern gelernt hat. Wenn in jedem Felde menschlicher Tätigkeit der Fortschritt ein organisches Wachsen, ein neuer Einschlag in die alte Kette ist, warum sollte die edelste Wissenschaft dazu verurteilt sein, stets von vorne anzufangen, alle Irrlehren vergangener Zeiten zu wiederholen, immer wieder das früher gewebte Gewand, wie Penelope, aufzulösen?

Die falsche Philosophie hat nach den Worten Leopold von Stolbergs[3]) den wahren Vorteil der späteren Zeiten,

---

[1]) Vgl. den Aufsatz von Wasmann in den Stimmen aus Maria-Laach. 1900. Band 58, S. 113 ff. und Wissensch. Beil. zur Germania, 1902 Nr. 43; 1903 Nr. 13. — [2]) S. contra Gentil. III, c. 112.

[3]) Janssen, Leop. v. Stolberg (kürz. Ausg.) S. 299.

die Weisheit der Vorwelt offen vor sich liegen zu haben, nicht begriffen, sondern verschmäht, um ihren Augenblicks-Eingebungen zu folgen. Groß und beklagenswert ist darum auf dem Gebiete der philosophischen Forschung die Zahl der Fehlversuche. Wer jedoch die ganze Entwickelung des Denkens überschaut, wird auch hier trotz der Mannigfaltigkeit extremer und willkürlicher Gebilde eine ideale, der goldenen Mitte treubleibende Tradition von ewiger Frische und überdauernder Kraft wahrnehmen. Die Vertreter derselben sind „wie die Angehörigen einer legitimen Dynastie", sie bilden eine geistige Einheit, sie fühlen sich ein jeder in der Verwaltung ihres Besitzes den Voreltern und Nachkommen verantwortlich. Die „unabhängigen Denker" auf der Gegenseite gleichen Emporkömmlingen, die auf eigene Faust und nach wechselnden Grundsätzen wirtschaften und „wie die Cäsaren des dritten Jahrhunderts" einander entthronen [1]). Sarkastisch bemerkte Tertullian den Freigeistern seiner Zeit, die das Christentum aus ihrem Kopfe neu konstruieren wollten, sie hätten keinen Stammbaum, keine ehrlichen Eltern, sie seien „a se orti", aus sich selbst entsprungen. Wenn auch das natürliche Denken nicht in dem Maße auf die Ueberlieferung angewiesen ist, wie der christliche Glaube, so ist es doch eines der schlimmsten Vorurteile unserer Zeit, es bedürfe zum Philosophieren keines Lernens und pietätvollen Einlebens in ererbte Wissensschätze, sondern nur der freien und kühnen Denkbewegung oder gar des Aufräumens mit allem Geglaubten.

XVIII.

Die Philosophie nannte sich wohl in katholischen Zeiten, wo der Glaube unbestritten die Geister beherrschte, die Dienerin der Glaubenswissenschaft, ancilla theologiae — ein Name, den manche als eine Herabsetzung der Philosophie auslegen. Es macht jedoch einen großen Unterschied, von wem ein solcher Titel ausgeht; ob die Gebieterin ihn geprägt hat zum Ausdruck ihrer Herrschaft, oder ob die Dienende selbst ihn sich beigelegt in freier Huldigung und Unterwerfung. Der herrschgewaltigste Mann unseres Zeitalters hat sich mit Vorliebe den Diener seines Königs genannt. Es gibt ein Dienen, das die Eingangspforte zur

[1]) Stolberg, ebd. S. 300.

ruhmvollsten Freiheit ist. Eine bescheidene Jungfrau hat in einem Augenblick, wo Erde und Himmel zuhorchten, das Wort gesprochen: Ecce ancilla Domini; dieses Wort der Demut zog den Glanz himmlischer Ehren auf sie herab, machte sie zur Wohnung der göttlichen Weisheit, zur jungfräulichen Mutter und Weltgebieterin. In ihrem königlichen Lobgesang weissagt die Gottesmagd ihre kommende Größe, ihre Seligpreisung durch alle Geschlechter; die Kirche läßt auch ihren Stammbaum in der Vergangenheit, ihre Ahnenreihe, am Glanze der Tochter teilnehmen. — Wir dürfen dieses große und heilige Vorbild auf die christliche Weisheit beziehen, die sich nicht schämt, der Botschaft aus der Höhe ihr Ohr zu leihen. In keinem Jahrhundert, in keiner Schule hat die Philosophie eine solche Achtung, einen so tiefgehenden und aufbauenden Einfluß über die Grenzen der Gelehrtenwelt hinaus besessen, als damals, wo sie ihre kühne Forschenslust dem Glauben unterordnete. Erfüllt von übernatürlichem Lichte, wurde sie fruchtbar für Sittlichkeit und Leben und bewahrte zugleich ihre jungfräuliche Reinheit vor befleckendem Irrtum. Wie ihre Söhne zu der doppelten Ehre der Heiligen und Gelehrten emporstiegen, so lebten auch ihre vorchristlichen Ahnen, die heidnischen Weisen, zu neuem Ruhm und Einfluß auf.

Dagegen will die ungläubige Philosophie und Bildung, wie Eva, nichts wissen von der Beschränkung durch ein höheres Gesetz, sie will aus sich selbst das Gute und Böse erkennen, durch schrankenloses Ausnutzen und Auskosten der Geschöpfe ihre Selbstherrlichkeit beweisen. Aber wie oft erlebt auch diese Eva statt der Gottgleichheit beschämende Erniedrigung, statt der Erkenntnis Verwirrung und Enttäuschung, statt der Herrlichkeit Geringschätzung, statt des ruhigen Genusses die Qual des Zweifels; die Söhne, die sie in Schmerzen gebiert, stehen sich feindlich gegenüber und der Schlimmere bereitet dem Besseren den Untergang.[1])

XIX.

Man klagt so gern über Eingriffe von oben in die Wissenschaft, über kirchliche Urteile und Warnungen, die der Unbefangenheit und dem natürlichen Fortschritt der Erkennt-

---

[1]) Nach meiner Rede auf der Katholikenversammlung in Krefeld 1898 (Bericht S. 147).

nis schadeten. Man darf darum wohl fragen: Wird die Unbefangenheit des Urteils nicht viel häufiger durch Einflüsse von unten gestört? Sehen wir nicht, wie religionsfeindliche Instinkte, nationale Leidenschaften, Modetorheiten, der Kultus von Personen und Schlagworten auf das Denken in einer Weise einwirken, daß dieselben Anschauungen und Unternehmungen, die in dem einen Lande als Forderungen des Rechtes und der Gesittung leidenschaftlich verteidigt werden, in dem anderen als höchste Ungerechtigkeit oder Torheit verurteilt werden! Erinnert nicht die Art und Weise, wie gewisse moderne Anschauungen sich verbreiten — man denke an den Materialismus, die Jesuitenfurcht usw. — förmlich an das Umsichgreifen von ansteckenden Krankheiten? Auch in kirchlichen Fragen spielen vielfach neben dem Interesse für die religiöse Wahrheit, bewußt oder unbewußt, nationale Vorurteile, edle und unedle Leidenschaften eine Rolle. Ist es nicht heilsam, daß gegenüber diesen Gefühlsfaktoren, die verwirrend, entzweiend, überstürzend auf das Denken einwirken, als Gegengewicht das Gefühl der Pietät, die Achtung vor der Autorität zum Schutze der Einheit und Ueberlieferung auftritt?

Freiheit, Vorurteilslosigkeit, Toleranz sind oft am wenigsten da zu finden, wo sie das grell beleuchtete Aushängeschild bilden. Die sächsische Jesuitenfurcht hat jüngst Exzesse abergläubischer Leichtgläubigkeit in anscheinend hellen Köpfen hervorgerufen, deren Fanatismus an die finstersten Zeiten früherer Religionskämpfe erinnert. Ein führendes Blatt hat geglaubt, darum vor der Antiduell-Bewegung warnen zu müssen, weil ein „ultramontaner" Fürst an ihrer Spitze stehe. Der Stolz auf die akademische Freiheit und auf liberale Grundsätze geht Hand in Hand mit dem Ruf nach Vergewaltigung andersdenkender akademischer Vereine. Die lautesten Verfechter der Glaubensfreiheit und Toleranz geraten in Aufregung, wenn man veralteten Ausnahmegesetzen gegen den Katholizismus zu Leibe rückt. Das ungläubige Frankreich, das von Beteuerungen der Gewissensfreiheit und Menschenrechte trieft, scheut kein Mittel brutaler Gewalt, um gläubigen Eltern und Ordensschwestern die christliche Erziehung der Jugend unmöglich zu machen, obschon es keine überzeugteren Gewissen gibt, als die jener Schwestern, und keine natürlicheren Rechte, als die der Eltern. Gerade das letzte Beispiel dient so recht zur Kennzeichnung der To-

leranz des Unglaubens, weil sich nirgends die prinzipielle Natur einer Geistesrichtung mit solcher Konsequenz auszuwirken pflegt, wie in Frankreich.

Auch die Freiheit der Literatur wird ernsthaft nur für die Erzeugnisse des modernen Geistes gefordert, bedeutet aber dem Katholizismus gegenüber Ignorierung. Wer hätte bei den Wortführern des Unglaubens jemals ein katholisches Werk zitiert, ein katholisches Argument ernstlich widerlegt gefunden? Dagegen ist der katholische Index keine Schranke wissenschaftlicher Auseinandersetzung und Verständigung; er ist eine pädagogische Maßregel. Jemehr sich die Früchte schrankenloser Preß- und Lesefreiheit im Volksleben zeigen, umsomehr legen auch protestantische Stimmen für die Berechtigung einer solchen Einrichtung Zeugnis ab. Kaiser Wilhelm II. schrieb bezüglich der Vorträge Delitzschs über Babel und Bibel: „Als Theologe von Fach kann er (der Professor) für seinen Kollegenkreis Thesen, Hypothesen und Theorien sowie Ueberzeugungen aussprechen in Fachschriften, welche nicht angängig auszusprechen sein würden in einem populären Vortrag oder Buch." F. W. Förster bemerkt über die katholische Auffassung der Lese- und Forschungsfreiheit: „So einfach steht es mit der Frage der kirchlichen Autorität nicht, daß man die Haltung der Kirche ohne weiteres mit dem Worte »unsittlich« abtun kann. Das moderne Leben enthält eine Reihe von geistigen und moralischen Versuchungen, denen gegenüber es mir unendlich abstrakt erscheint, einfach dem Zögling zu sagen: »Nimm nur das als wahr an, was du nach Maßgabe deines eigenen Erkennens für richtig halten kannst.« Soll jeder junge Mann und jedes junge Mädchen sich mit Nietzsches »Jenseits von Gut und Böse« und seiner »Umwertung aller Werte« auseinandersetzen oder die ethischen Konsequenzen der Selektionslehre prüfen, bevor sie die Lehre des Erbarmens und der Liebe akzeptieren? Soll all der moderne Aufkläricht mit seinen Lockungen zu jeder Art von self-indulgence von jedem Individuum mit allen traurigen Erprobungen durchgemacht werden, damit nur ja nichts auf Treu und Glauben als wahr hingenommen werde? Oder wer möchte einen Stein werfen auf alle diejenigen, welche hier in Versuchung sind, dem jungen Menschen den Rat zu geben, den Odysseus erhielt, als er der Insel der Sirenen nahte: Wachs in die Ohren! Ich sage das nicht, um das Autoritätsprinzip im

alten Sinne zu empfehlen. Ich sage nur: Vorsicht! Revision! Die Dinge sind nicht so einfach, wie sie manchen scheinen. Es gibt eine Dogmatik des Radikalismus, die an Selbstsicherheit von keiner anderen Dogmatik übertroffen wird."[1])

In dem „freiesten" Staate der Welt hat man sich vor kurzem genötigt gesehen, eine Geldstrafe bis zu 5000 Dollars oder eine Gefängnisstrafe bis zu 20 Jahren gegen solche Personen gesetzlich festzustellen, „welche die Lehre verbreiten, es sei Pflicht oder Notwendigkeit, eine oder mehrere Würdenträger Amerikas oder irgend einer anderen zivilisierten Nation zu töten", ebenso diejenigen von der Naturalisation auszuschließen, „welche einer geordneten Regierung verneinend gegenüberstehen oder einer Organisation angehören, die eine solche Verneinung lehrt."

XX.

„Wenn ein Vernunftgrund gegen die Autorität der Heiligen Schriften geltend gemacht wird, so täuscht er durch den bloßen Schein der Wahrheit, mag er noch so scharfsinnig erdacht sein. Umgekehrt, wenn jemand einer evidenten und sicheren Vernunfterkenntnis ein Schriftwort entgegen hält, so handelt er verkehrt und stellt der Wahrheit sein mangelhaftes Verständnis, nicht den wahren Sinn der Heiligen Schrift entgegen."[2])

Wie viele Gegner des Glaubens fehlen nach beiden Richtungen! Grundlose materialistische Philosopheme, schwankende naturwissenschaftliche Hypothesen nehmen sie als unerschütterliche Grundsätze der Vernunft oder Resultate der Wissenschaft hin; die Lehren des Christentums und erst recht die des Katholizismus kennen sie nur in oberflächlicher, unwissenschaftlicher, entstellter Form, nicht nach ihrem wahren Sinn und Gehalte.

Dennoch erheben sich auch für den Christen nicht selten peinliche Konflikte zwischen Denken und Glauben; sie legen ihm die Pflicht auf, die Torheit des Kreuzes der Weisheit dieser Welt vorzuziehen, in der Ueberzeugung, daß „das Törichte von Gott weiser ist als die Menschen" (I Kor. 1, 25) und daß das Opfer auch hier der Durchgangspunkt zur Größe und Freiheit ist. „Besser ist es, sich unter unbegreifliche

---

[1]) Eth. Kultur 1903, S. 78. — [2]) August. Epist. 143, n. 7.

aber heilvolle Zeichen zu beugen, als durch unheilvolle Aufklärung den Nacken, den man dem Joch der Knechtschaft entzogen hat, in die Schlingen des Irrtums zu verstricken." [1])

Der Heiland bezeichnet die unumgängliche Verfassung des Herzens, aber auch des Geistes, die zum Glauben notwendig ist, indem er sagt: „Wenn ihr nicht wie die Kinder werdet, könnt ihr ins Himmelreich nicht eingehen." Alle geistige Größe, aller Fortschritt der Bildung reicht nicht aus, diesem Wort seine Geltung zu nehmen; auch der Erwachsene, auch der Weise bleibt ein Kind vor Gott, dem Ewigen und Allweisen.

Der h. Augustin schließt eines seiner größten und tiefsten dogmatischen Werke mit einer Schilderung des geistigen Ringens, das seine Arbeit begleitete; dieselbe läuft in einem Gebete aus, das auch für moderne Menschen heilsam ist: „Herr, mein Gott, meine einzige Hoffnung, erhöre mich, daß ich nie ermatte, dich zu suchen, sondern mit heißem Verlangen nach deinem Antlitz begehre! Gib mir Kraft, dich zu suchen, der du mir die Gnade gabst, dich zu finden, und die Hoffnung, dich vollkommener zu finden. Bei dir ist meine Stärke und meine Schwachheit; bewahre die eine, heile die andere! Bei dir ist meine Weisheit und meine Unwissenheit; da, wo du mir aufgetan, laß mich eintreten und ruhen, da, wo du mir verschlossen hast, öffne meinem Klopfen! . . . Erlöse mich, o Gott, von dem Schwarm der Gedanken, den ich drinnen so schmerzlich empfinde in meiner Seele, die sich arm fühlt in deiner Gegenwart, die sich flüchtet zu deiner Erbarmung. Denn es ist nicht still in meinen Gedanken auch dann, wenn meine Stimme schweigt. Und dächte ich nur, was dir gefällt, so würde ich nicht bitten, mich von dem Lärm der Gedanken zu befreien. Aber gar viele sind meine Gedanken, solche, wie du sie kennst, »Gedanken, der Menschen, die eitel sind« (Ps. 93, 11). Verleihe mir, daß ich ihnen nicht zustimme; daß ich sie, auch wenn sie mich bisweilen ergötzen wollen, mißbillige und nicht aus Schläfrigkeit in ihnen verweile. Mögen sie nicht die Kraft gewinnen, daß aus ihnen etwas in meine Werke eindringe; möge vor ihnen geschützt sein mein Entschließen, geschützt mein Gewissen durch deinen Schutz, o Herr!" [2])

---

[1]) August. De doctr. christ. III, n. 13. — [2]) De Trin. XV, 51.



Autorität und Freiheit.[1]

„Haec est una sarcina (iugum Domini), qua
eius baiulus non premitur sed levatur.“
Aug. Epist. 127, 5.

„Folgsam fühlt' ich immer meine Seele
Am schönsten frei.“ Göthe, Iphigenie.

In Harnacks „Wesen des Christentums“ lesen wir folgenden bemerkenswerten Satz: „Die römische Kirche ist das umfassendste und gewaltigste, das komplizierteste und doch am meisten einheitliche Gebilde, welches die Geschichte, soweit wir sie kennen, hervorgebracht hat.“[2] Als besondere Vorzüge der Kirche nennt er ihre Vielseitigkeit und ihren strengen Zusammenschluß. — Wo Vielseitigkeit ist, da ist auch Freiheit; wo strenger Zusammenschluß herrscht, da muß es eine Autorität geben, die das Viele sammelt und einigt.

Unsere Gegner haben es selten in Abrede gestellt, daß die katholische Kirche eine Hochburg der Autorität ist. Aber daß auf den Mauern dieser Burg das Banner der Freiheit weht, wollen sie nicht sehen. Die katholische Kirche, heißt es in der angeführten Schrift weiter, hat sich an die Stelle des römischen Weltreiches gesetzt und die Menschheit mit unzerreißbaren Ketten an ein irdisches Institut gebunden. „Ihre Päpste herrschen wie Trajan und Mark Aurel, an die Stelle von Romulus und Remus sind Petrus und Paulus getreten, an die Stelle der Prokonsuln die Erzbischöfe und Bischöfe; den Legionen entsprechen die Scharen von Priestern und Mönchen, der kaiserlichen Leibwache die Jesuiten!“

Der alte Trajan war in der Tat ein Mann, der sich aufs Herrschen verstand; aber schon sein Zeitgenosse Tacitus sagt von ihm, er habe es verstanden, mit der Herrschaft die Freiheit zu verbinden, zwei von alters her unvereinbare Dinge — res olim dissociabiles, principatum et libertatem! Ich weiß nicht, ob die Träger der Tiara sich in anderen

[1]) Rede auf der 47. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Bonn 1900.

[2]) Das Wesen des Christentums, S. 153.

Punkten den römischen Imperator zum Vorbilde genommen haben; das Eine haben sie so gut wie er und noch besser wie er verstanden: Autorität und Freiheit zu verbinden. Jene „Ketten", mit denen sie die Menschheit an die Kirche gefesselt, waren nicht Sklavenketten, sondern Bande eines Gehorsams, wie sie zwischen einer geheiligten Autorität und einem freien Volke geschlungen sind. Das zeigt uns der vielseitige Reichtum der christlichen Kultur, ihre Anpassung an die verschiedensten Zeiten und Aufgaben, die fröhliche Eigenart der Völker, die unter der Leitung der Kirche herangewachsen sind, der freudige Zug, der überhaupt das katholische Volksleben und Andachtsleben durchzieht; das zeigt uns die Liebe des Erdkreises zum heiligen Stuhle und zu den kirchlichen Hirten, die Festigkeit des kirchlichen Einheitsgefühles, die allen Wechsel der Zeiten und der irdischen Interessen überdauert!

Die Kirche ist verpflichtet, die Herrschaft Christi und seines Gesetzes aufrecht zu erhalten durch alle Jahrhunderte; sie ist darum auch verpflichtet, ihre eigene Autorität zu wahren und geltend zu machen, trotz der Angriffe der Jahrhunderte. Aber wie die Eltern ihre Gewalt anders gebrauchen dem Kinde, anders dem Jünglinge gegenüber, so nimmt auch die Leitung der Kirche Rücksicht auf die geistige Empfänglichkeit und Reife der Völker. Es läßt sich nicht leugnen, daß seit dem Ende des Mittelalters und besonders seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts das individuelle Bewußtsein des Menschen, das Bedürfnis persönlicher Freiheit eine mächtige Steigerung erfahren hat. Die beiden Elemente Autorität und Freiheit, die in der mittelalterlichen Lebensgestaltung gleichsam chemisch verbunden waren, sind unter der Reibung und Hitze der modernen Kultur „dissoziiert" worden; sie ringen in dem gärenden Nebelball der augenblicklichen Weltlage stürmisch nach neuen Gestaltungen. Wohl vertrauen wir als Christen, daß der Geist, der einst über dem Chaos schwebte und Leben und Ordnung hervorrief, auch heute den Streit der Elemente versöhnen wird; aber das entbindet uns nicht von der Pflicht, auch unsererseits mit klarem Auge und ehrlichem Wollen die Versöhnung zu suchen, Kristallisationspunkte zu schaffen, um welche die flüssigen Massen sich ansetzen.

Freiheit der Gedanken! Das ist der Ruf, den die Wissenschaft und alles, was sich Wissenschaft nennt, er-

hebt. Ed. v. Hartmann bemerkt einmal, die Philosophie fange da erst an, wo der Respekt aufhört. Die Freiheit des Denkens wäre demnach nichts anderes, als die Freiheit, an aller Wahrheit zu rütteln. Die Philosophie hat aber glücklicherweise schon vor dem Philosophen des Unbewußten angefangen; einer, der diesem Anfange näher stand, der „göttliche" Plato, sagt, die Philosophie beginne mit dem Staunen. Ein charakteristischer Unterschied! Auch im Staunen liegt ein gewisser Bruch mit der naiven, kindlichen Hinnahme des Gegebenen, liegt die Verwunderung über ein Neues und Fremdes; aber diese Verwunderung ist nicht Respektlosigkeit, sondern zugleich Bewunderung, Ehrfurcht vor dem majestätischen Dunkel, in dem das Göttliche wohnt. Da haben wir in einem Worte den Unterschied der wahren und falschen Denkfreiheit! Die falsche Freiheit des Denkens hat keinen Respekt vor der göttlichen Würde der Wahrheit, vor der Hoheit und Macht jener höchsten Ideen, die das Leben der Menschheit beherrschen. Sie nimmt es mit dem Irrtum in diesen Wahrheiten ebenso leicht wie mit irgend einem Irrtum geringfügiger Art. Ja, sie nimmt es leichter mit ihm; denn während sie allen verbietet, über Fragen weltlicher Wissenschaft und Kunst mitzureden, die nicht in ernster Schule sich Fachkenntnisse erworben haben, gibt sie jedem unreifen Kopfe die Erlaubnis, über Gott und das Ewige nach subjektivem Befinden zu urteilen. Sonst ist es Grundsatz, daß das Edle und Große nur in selbstverleugnender Arbeit gewürdigt und gewonnen wird; hier aber wird das Allergrößte zum Spielball des ersten Eindrucks, der revolutionären Zweifelsucht gemacht. Die Rücksichtslosigkeit, mit der die meisten Ungläubigen über die erhabensten Ideen entscheiden, ist ebensowenig wahre Freiheit, als die Kühnheit, mit der ein Barbar über die Kunstwerke eines Museums sein Urteil fällt. Ein hervorragender Naturforscher sagt in einem Rückblick auf seine wissenschaftlichen Erfahrungen, er habe ein „atheistisches Pfaffentum getroffen, unduldsamer als jedes andere, das alle, die ihm nicht unbedingt folgten, für Schwachköpfe und Heuchler erklärte; Leute, die alles glaubten, was sie wünschten, und die den Kopf in einen Busch steckten, wenn es ihnen nicht nach Wunsch erging".[1]) Der Subjektivismus des heutigen Denkens ist tief hinein-

[1]) Reinke, Die Welt als Tat. Berlin 1899, S. 5.

gedrungen sogar in das Gebiet der modernen Theologie; auch sie will von einem Glauben an ewige Wahrheiten, an „metaphysische Dogmen" nichts wissen. Ihr ist der Glaube eine Schöpfung des individuellen Gewissens, dem es weniger um Wahrheit als um Gefühlstrost zu tun ist. In dieser Willkür und subjektivistischen Freiheit steckt eine beschämende Geringschätzung der Wahrheit im höchsten Sinne, eine Verkennung des mächtigen Einflusses zum Guten und Bösen, der den Ideen, den religiösen Wahrheiten und Irrtümern innewohnt.

Aber, so ruft man uns entgegen, was bleibt übrig, als die Freiheit des radikalen Zweifels zu proklamieren? Mögen jene Ideen noch so erhaben sein: sie sind eben zu erhaben für das menschliche Denken; sie lassen sich nicht durch eine wissenschaftliche Instanz für alle entscheiden. — Gerade darum hat der Lenker der Welt für eine andere Instanz gesorgt, die dem dürstenden Menschengeist den Quell der Wahrheit eröffnet: die Autorität. Nicht bloß das Wissen, auch das Glauben ist ein Weg zur Wahrheit, der in der tiefsten Natur des Menschen begründet ist. Im kleinen wie im großen stützt sich das Leben des Menschen auf den Glauben. Die ersten Schritte im Reiche des Geistes machen wir an der Hand des Glaubens, und in den kühnsten und selbständigsten Forschungen können wir uns seiner Leitung nicht entschlagen. Die Pflichten der Pietät, der ererbte Besitzstand, der Mut zu geschäftlichem und politischem Wirken, das alles würde erschüttert, wenn jeder nur seiner Beobachtung und Einsicht vertraute. Und ist es etwa anders mit den großen weltgeschichtlichen Bewegungen und Krisen? Nicht bloß die „gläubigen" Zeitalter, die Jahrhunderte der Martyrer und der Kreuzfahrer, auch die mächtigen Strömungen der Gegenwart stehen unter dem tiefgehenden und hinreißenden Einfluß des Glaubens. Wie viele unter den Tausenden heutiger Sozialisten haben eine wissenschaftliche Erkenntnis, haben auch nur eine klare Vorstellung von dem, was ihr Hoffen und Streben erfüllt? Es ist der Glaube, der die Scharen unter der Fahne der sozialistischen Propheten sammelt, wie es der Glaube war, der die Heere des Mahdi entflammte.

Sollte da nicht Gott der Herr eine zuverlässige Autorität eingesetzt haben, um das edle und tiefe Bedürfnis des Menschen, im Glauben der Wahrheit nahezukommen,

zu befriedigen? Sollte er nicht wenigstens für diejenigen Fragen, die wichtiger sind als Besitz und Wissen und politische Zukunftsträume, und die dennoch dem Geiste so peinliche Rätsel auflegen, eine Glaubensmacht geschaffen haben zur beruhigenden Grundlage für Denken und Leben? Oder sollte er, nachdem er das ewige Wort, seinen Eingeborenen, in die Welt gesandt, um von der Wahrheit Zeugnis abzulegen, dieses Zeugnis schutzlos den Stürmen der Zeit preisgegeben haben?

Wir wissen es: es gibt eine Autorität auch im Reiche der Wahrheit, eine Autorität, die bis zum Ende der Tage inmitten der suchenden und irrenden Menschheit das Wort des Herrn wahr macht: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt!“ Sie vermittelt auch den Kleinen und Schwachen jene Wahrheiten der natürlichen Religion, die die Quintessenz echter Lebensweisheit bilden; sie verkündet allen, auch den höchsten Geistern, jene übernatürlichen Geheimnisse, die dem fleischlichen Denken als Torheit, dem lebendigen Glauben als eine Wunderwelt göttlicher Weisheit erscheinen. Gerade diese letzte Seite des Glaubens ist so wichtig zum Verständnis des katholischen Autoritätsprinzips: das Christentum ist eine übernatürliche Wirklichkeit, eine freie Offenbarung göttlicher Liebe und Weisheit; es ist jene leuchtende Stadt Gottes, die nicht aus irdischen Fundamenten emporwächst, sondern nach des Sehers Worten vom Himmel herabsteigt. Darum kann nur der Glaube die Brücke schlagen zu dem christlichen Heiligtume!

Die Grundlage des religiösen Glaubens soll aber zugleich der Rückhalt sein, von dem aus wir zu selbständiger Wahrheitsforschung vordringen. Auch das wäre Mißachtung der Wahrheit, wollten wir den Glauben als willkommene Dispens von der Mühe des Denkens betrachten; die Autorität will uns Leitstern des Lebens und Schaffens sein, Leben und Schaffen existiert aber für den Geist nicht ohne selbständiges Denken. Es wäre Mißachtung des Glaubens selbst, hielten wir es für notwendig, zu seiner größeren Ehre die Wissenschaft herabzusetzen oder ihre gesicherten Resultate zu verleugnen. Wir wissen es, man traut uns Katholiken nur das allerbescheidenste Maß von Denkfreiheit zu, wenigstens in allen Fragen, die entfernt mit der Religion zusammenhängen. Besonders nach der Erklärung des Unfehlbarkeits-

dogmas haben manche unserer Gegner allen Ernstes erwartet, nun würde der Papst im Hochgefühle seiner Macht sich beeilen, das ganze Gebiet des Denkens durch Kathedralentscheidungen festzulegen. Allmählich wird man vernünftiger; ein liberaler Herr äußerte vor einiger Zeit, man könne Leo XIII. die Anerkennung nicht versagen, daß er von jener höchsten Prärogative einen sehr noblen und bescheidenen Gebrauch gemacht habe. Wenn aber unsere Dogmatiker die Frage aufwerfen, ob er überhaupt von ihr Gebrauch gemacht habe, wenn sie die zahlreichen, bedeutungsvollen Rundschreiben, die wir als Dokumente erleuchteter Hirtenweisheit verehren, doch nicht als Ausflüsse jenes einzigartigen Charismas der Unfehlbarkeit ansehen, so dürfte auch den Außenstehenden die Tatsache mehr und mehr einleuchten: die vatikanische Definition hat nicht eine Erweiterung des päpstlichen Machtbereiches, sondern, wie alle kirchlichen Definitionen, eine Bekräftigung, Erläuterung und Klärung des Bestehenden zum Zweck und zum Erfolge gehabt; sie hat in unserem Falle gerade zur deutlicheren Unterscheidung des göttlichen und menschlichen Faktors in der Kirche beigetragen. Leo XIII. hat wiederholt gezeigt, daß er diesen Unterschied gewürdigt wissen will; er hat die katholischen Geschichtsschreiber aufgefordert, die volle Wahrheit über die kirchliche Vergangenheit zu sagen, Licht und Schatten gerecht zu verteilen und auch die menschlichen Fehler der Päpste nicht zu verschweigen. Scherzend soll er einmal die Aengstlichkeit überfrommer Schriftsteller durch die Bemerkung getadelt haben, dieselben würden, wenn sie die Evangelien zu schreiben hätten, wahrscheinlich den Verrat des Judas und die Verleugnung des Petrus mit Stillschweigen übergehen.

Der göttliche Faktor in der Kirche, dem ihre Autorität entstammt, drängt sich nicht so in den Vordergrund, daß dadurch menschliche Fehler der Leiter der Kirche ausgeschlossen, menschliche Arbeit und Tüchtigkeit überflüssig gemacht würde. So hat auch die wissenschaftliche Arbeit stets die Predigt der Kirche begleitet und ihre Autorität mit dem Zeitbewußtsein ausgesöhnt. Wie der Stamm eines Baumes in jedem Lenz sich mit neuer Blütenpracht umkleidet, so hat die eine christliche Weltanschauung durch die Entfaltung des wissenschaftlichen Denkens in jeder neuen Weltära einen neuen Frühling erlebt. Mochten harte Winterzeiten — die Not äußerer Kämpfe oder zeitweiliger innerer Verfall — dann und wann den Schein

der Erstarrung und des Stillstandes herbeiführen, immer weckte ein neuer Säftestrom blühendes Geistesleben. Freilich, nicht alle Blüten widerstehen dem Sturme und dem Froste; so ist auch nicht jeder Ansatz zu geistigem Fortschritt gesund und lebenskräftig. Wie die Blüte des Baumes, so muß sich auch das geistige Leben in einer gewissen Ueberfülle und Verschwendung entfalten, wenn das Probehaltige zur Frucht heranreifen soll. Auch das geistige Leben muß durch Stürme und Schwankungen hindurchgehen, wenn ein Fortschritt erzielt werden soll. Die Geschichte zeigt, daß das Neue — auch bei gesunder Entwickelung — fast immer durch seine Kühnheit Gegensätze und Besorgnisse hervorruft; ist doch sogar ein Thomas von Aquin von dem Vorwurfe bedenklicher Neuerungen nicht verschont geblieben. Aber beim Festhalten der katholischen Grundsätze findet sich auch immer ein Weg zur Versöhnung, zum Ausgleich der Gegensätze. Wenn hierbei eine augenblickliche Verwirrung durch dauernde Fortschritte aufgewogen wird, wenn scheinbare Einbußen des Besitzstandes durch solide Gewinste ersetzt werden, so ist das auf der einen Seite rühmlicher und vorteilhafter als ein fruchtloses, mechanisches Wiederholen abgenützter Formeln. Zweifellos ist aber diese katholische Art des Fortschritts, diese langsame, solide Erweiterung des Vermögens heilsamer als das hastige moderen „Spekulieren", das für zweifelhafte Augenblickswerte das ganze von den Vätern ererbte Kapital aufs Spiel setzt.

Man darf nicht, wie es neulich Paulsen getan hat, die Schranken und Schwierigkeiten, die mit dem Fortschritt des kirchlichen Denkens verbunden sind, als eine Eigentümlichkeit der katholischen Wissenschaft hinstellen. Der ernste Forscher, der nicht nur sein Wissen, sondern auch sein Gewissen zu salvieren sucht, steht auch außerhalb der Kirche häufig vor schwierigen Reibungen zwischen Tradition und Fortschritt, Pietät und Individualität, ohne daß es ihm so leicht wie dem katholischen Denker gelingt, aus dem Strudel des Zweifels und Kampfes auf festem Boden zu landen. Nur das Alltägliche bietet sich leichten Kaufes an; alles Edle gelangt nur unter Geburtswehen ans Tageslicht. Pilze schießen in einer Nacht aus dem Boden auf; ein Menschenkind wird nur unter Schmerzen zur Welt geboren! Wenn das Geistige und Religiöse das Edelste ist, dann wird auch jede Großtat geistigen und religiösen Lebens eine Frucht des Kampfes, der Mühe und Selbstverleugnung sein müssen!

„Wir wollen Freiheit im Streben und Handeln, schrankenlose Entfaltung der sittlichen Persönlichkeit!" Das ist der zweite Ruf, dem wir auf allen Pfaden des modernen Lebens begegnen. Jüngst hieß es in der Charakteristik eines vielgenannten Künstlers: „Ein echtes Kind unserer Zeit erstrebt mit verfeinertem Egoismus und Selbstgefühl nichts anderes, als sein Ich zur höchsten Leistungsfähigkeit zu bringen. Denn erlaubt ist, was lebenskräftig ist, was sich durchringt durch das Wirrsal von Schablonenmotiven zur individuellen Gestaltungskraft. . . . Heute fragen wir, um eine Leistung zu schätzen, wie viel Stärke, wie viel Logik sie an sich besitzt." [1]) Noch deutlicher sagt ein anderer sogenannter Ethiker: „Gesetze sind Hausordnungen für Sklaven und Werkleute. Für den freien und edlen Mann gibt es weder Gutes noch Böses; was er tut, ist recht." [2])

Das klingt schon ganz deutlich an die Moral des Uebermenschen an, an die grundsätzliche Verachtung der „alten Tafeln" und aller hergebrachten sittlichen Werte. Der Grundgedanke, der bald roher, bald feiner aus solchen Aeußerungen spricht und in Tausenden, besonders jugendlichen Herzen Widerhall findet, lautet: es kommt im Leben nur an auf die Größe der Kraft, nicht auf die Richtung der Kraft; das Starke und Originelle ist auch sittlich erhaben, das Schwache und Gewöhnliche ist auch sittlich gemein.[3]) Wie ein Richard III. und ein Cesare Borgia dem Dramatiker und Historiker mehr interessieren als hundert Statisten auf der Bühne des Theaters oder der Welt, so imponiert auch dem modernen Ethiker der geniale Charakterkopf, der über moralische Zwirnsfäden stolz hinwegschreitet, mehr als hundert tugendsame „Schablonenmenschen". Dieser Auffassung der sittlichen Freiheit stellen wir allerdings den entschiedensten Protest entgegen. Schon ein alter Weisheitsspruch kennzeichnet den Geist dieser Sittlichkeit mit dem treffenden Worte: Grandes passus, sed extra viam! Gewiß, große Schritte machen ist gut, wenn wir auf dem rechten Wege sind; aber es ist lebensgefährlich, wenn wir uns auf unwegsamem Gebirge verlaufen haben! Nicht die Größe der Energie, sondern ihre Richtung, nicht die

---

[1]) Neue Zeitschrift für Musik 1898, S. 218.

[2]) Anonymus, Beiträge zu einem neuen Sittenkodex, Basel 1895.

[3]) Schon Fr. Schlegel sagt in seiner berüchtigten Jugendschrift „Lucinde": „Alle Selbständigkeit ist Originalität, und alle Originalität ist moralisch."

Intensität des Wollens, sondern seine Ziele, nicht die Glut der Leidenschaft, sondern ihr Gegenstand entscheidet in erster Linie über sittlichen Wert oder Unwert. Das Metall, das glühend aus dem Ofen strömt, wird in der Form des Meisters ein herrliches Kunstwerk; wenn es aber mit blinder Kraft sich selbst befreit, wirkt es Zerstörung und unförmliche Erstarrung. So ist es mit der Kraft eines starken Denkens, eines leidenschaftlichen Wollens: in den rechten Schranken entbunden, erzeugt sie Meisterwerke sittlicher Größe, welche die Ruhmeshallen der Menschheit füllen; dem bloßen Triebe überlassen, wird sie zum Lavastrom, der Tod und Verderben über alle Schönheit ausbreitet. Auch der zielbewußte Anarchist hat sich „durchgerungen durch das Wirrsal von Schablonenmotiven" zur individuellen Tatkraft; auch sein Handeln ist nicht ohne Stärke und Mut und innere Logik. Es bedarf einer Schablone, einer edlen Form, wenn die Naturanlage das Gepräge der Sittlichkeit erhalten, wenn das „Talent" zum „Charakter" werden soll. Diese Form gibt uns das sittliche Ideal, wie es im Gesetze Gottes uns vorgehalten wird; das sittliche Ideal, wie es in der menschgewordenen Weisheit Gottes lebendige Gestalt angenommen hat.

Die ganze sittliche Autonomie, die seit Kant der Stolz unserer Ethik ist, die Einbildung, daß der Mensch nur sich selbst und keiner höheren Autorität gehorchen darf, ist eine Verkennung der wahren Moral und nur möglich bei der pantheistischen Weltanschauung, die dieser Ethik im Blute steckt. Nur Gott ist sich selbst Gesetz, Gott, dessen Denken Wahrheit, dessen Wollen Heiligkeit, dessen Wesen Güte und Vollkommenheit ist. Wäre ich mir selbst Gesetz, so würde freilich jede Entfaltung meines Ich erlaubt und recht sein; aber ebensogut der grobe, derbsinnliche wie der feine, künstlerische Egoismus. Wäre ich mir selbst Gesetz, so müßte ich auch in mir das höchste Gut finden, das letzte Ziel des sittlichen Strebens und Opferns; denn das sittliche Gesetz ist im Grunde nichts anderes, als die Schwerkraft, mit der das höchste Gut die Geister an sich zieht.

In edler Entrüstung wendet sich J. Ruskin gegen den schlimmsten Irrtum moderner Pseudomoral: „Du willst deine Individualität frei entfalten! Nun ja, du entfaltest sie, um frei zu essen und frei zu trinken, frei zu taumeln

und frei zu fallen, und schließlich, um dich frei zu verfluchen und frei zu Grunde zu gehen!" Das Beste, sagt er weiter, ist nicht die Freiheit. „Von der Dienstbarkeit des Erzengels bis zur Tätigkeit des Insektes herab, vom Schweben der Planeten bis zur Gravitation des Staubkornes beruht die Macht und der Ruhm aller Wesen auf ihrem Gehorsam, nicht auf ihrer Freiheit."

Im Gehorsam aber finden wir die wahre Freiheit. Wie die Planeten, indem sie um die Sonne schweben, auch um ihren eigenen Schwerpunkt kreisen, so ist Achtung vor Gott auch Achtung gegen den edelsten Kern unseres Wesens. Der sittlich Freie hat die Ideen und Zwecke des Ganzen freudig in sich aufgenommen; er ist sich selbst Gesetz geworden. Diese Autonomie hat das Christentum stets gelehrt und hochgehalten. Wollte man also nichts weiter, so hätte es keiner Schmähungen bedurft gegen die christliche Idee der Sittlichkeit; nun aber hat man diese als Heteronomie, als kümmerliches Surrogat echter Sittlichkeit verleumdet. Wollte man nichts weiter, so hätte man sich die scharfe Absage an die spezifisch christlichen Tugenden des Gehorsams, der Demut und Geduld ersparen können; nun aber hat man diese Tugenden als Zeichen niedriger Gesinnung, als Sklaven- und Herdentugenden herabgesetzt. Wollte man nichts weiter, so brauchte man sich nicht zu entrüsten über die kirchliche Abhängigkeit der Katholiken; nun aber hat man das Prinzip der kirchlichen Gesetzgebung für „vergiftend und absolut kulturfeindlich" erklärt und einen „erbarmungslosen Vernichtungskrieg gegen dieses Prinzip als heilige Aufgabe aller ethisch affizierbaren Naturen" [1]) erklärt. Wir Katholiken schrecken nicht vor diesem Kampfe zurück; wir führen diesen Kampf nicht im Gefühle von Sklaven oder Söldnern, sondern wie freie Bürger, welche die Gesetze ihres Staates als Bande heiliger Ordnung verehren und mit Begeisterung für sie eintreten. Wir führen diesen Kampf in dem Bewußtsein, daß die kirchliche Kultus- und Lebensordnung zugleich die beste Pflanzschule des Gehorsams gegen Gott und fast die einzige Zufluchtsstätte ist, in der heute das spezifisch Christliche unserer Gesittung den kommenden Geschlechtern erhalten wird.

---

[1]) v. Hartmann, Phänomenologie des sittl. Bewußtseins, S. 80 ff.

Zeigen wir aber auch, daß die Pietät gegen ererbte christliche und kirchliche Sitten uns nicht hindert, mit lebendiger Teilnahme an die neuen Aufgaben heranzutreten, die unsere Zeit einem erleuchteten Gewissen stellt. Die Direktive, die wir von der Autorität empfangen, soll nicht die Initiative einschläfern, die der freien Tatkraft entspringt. Manches fordert von uns christliche Liebe und sittlicher Eifer, was nicht in den Beschlüssen der Konzilien und den Sammlungen der Dekretalen vorgeschrieben ist. Die kirchliche Autorität hat im Laufe der Geschichte allen Schöpfungen der Caritas den Boden bereitet, ihnen Schutz und Segen gespendet; aber es waren meist gottbegnadete Männer und Frauen aus dem Volke, die das neue Reis dem Boden eingepflanzt und mit ihrem Schweiße oder Blute befruchtet haben. Es ist keine wahre Frömmigkeit, inmitten eines Meeres von Not und Elend, das Tausende verschlingt, im ruhigen Hafen der hergebrachten Berufsübung zu bleiben, bis eine ausdrückliche Vorschrift zur Rettungsarbeit auffordert. Es ist keine wirksame Apologie der katholischen Sittlichkeit, nur die Tiefe und Segenskraft ihrer Ideen zu preisen oder die Ruhmestaten vergangener Jahrhunderte aufzuzählen; es gilt, die Idee aufs neue zur Tat zu machen, den alten Ruhmeskranz durch neue goldene Blätter zu bereichern. Lernen wir dabei auch von den Gegnern, die wir besiegen wollen; lernen wir auch von anderen Konfessionen, die den gleichen Kampf in ihrer Weise führen! Seien wir überzeugt, daß der Wettbewerb auf dem Gebiete der sittlichen Arbeit und Fürsorge der lauterste Wettbewerb, daß der hier errungene Sieg der schönste, wirksamste und versöhnendste Sieg ist!

„Freiheit im sozialen, im politischen Leben!“ Wer fühlte nicht die mächtige Wirkung dieses dritten Freiheitswortes! „Ich will mir selbst den Kreis bestimmen und umgrenzen, in dem ich arbeite, aussäe, genieße für mein Einzelleben! Ich will meinen Willen auch da in die Wagschale werfen, wo es gilt, die Schicksale der Nation, der Gesellschaft zu entscheiden!“ — Gewiß ist die Freiheit der Arbeit, des Wettbewerbes auf wirtschaftlichem Gebiete ein hohes Gut, eine Triebfeder des Eifers und Fortschrittes; aber Sie alle wissen, wie sich in der kleinen Welt die „freien Persönlichkeiten“ drängen und stoßen, wie die Willkür

des Schaffens durch unzählige Schranken und Rücksichten eingegrenzt wird. Je höher die Kultur steigt, um so zahlreicher werden auch die Einschränkungen, in welche der gesittete Mensch fast selbstverständlich sich fügt und fügen muß, will er nicht von der Gesellschaft geächtet, will er nicht „vogelfrei" werden. Eine solche Bindung an äußere Faktoren, so unausweichlich sie ist, bedeutet aber noch nicht Unterordnung unter eine Autorität; aber leicht erwächst diese aus jener. Bei dem wichtigsten sozialen Verhältnisse, dem Arbeitsvertrage, will man heute den Begriff der Autorität und Abhängigkeit möglichst fernhalten; Arbeiter und Arbeitgeber sollen sich als Gleichberechtigte gegenüberstehen. Wir wissen, daß der Gang der geschichtlichen und sozialen Entwickelung diese Gestaltung der Dinge mit sich gebracht hat; wir sehen aber auch, wie leicht das Leben über die Theorie hinauswächst. Wie nach dem h. Thomas sogar im paradiesischen Zustande trotz aller Freiheit und Gleichheit einzelne Menschen durch höhere Weisheit und Tugend zu führender Stellung emporgestiegen sein würden, so erlangt auch heute im gewerblichen Gemeinwesen der Arbeitgeber, der zufolge seiner Stellung und Bildung eine höhere Einsicht in das Ganze besitzt, der durch seine Fürsorge eine besondere Verantwortung und Teilnahme für das Ganze offenbart, von selbst eine gewisse Autorität über die Arbeiter. Ihm opfert der Arbeiter gern einen Teil seiner Freiheit, weil er sie in der väterlichen Autorität des Herrn gut geborgen weiß.

Aber nicht überall treten so durch freundlichen Ausgleich, durch Selbstregulierung, die beiden Pole der gesellschaftlichen Ordnung in rechte Beziehung: häufig wird des einen Freiheit zur Fessel des anderen. Darum muß als höchste Autorität die Gewalt des Staates eintreten, um die rechtliche Freiheit der Individuen zu schirmen und die Einzelkreise irdischer Betätigung zu einem großen Ganzen zu verbinden.

Die gewaltige Machtfülle, die in der Hand dieser Autorität sich sammelt, bildet, wie die Geschichte lehrt, eine starke Versuchung, nun von obenher die persönliche Freiheit zu unterdrücken. Der orientalische wie der antike Staat, und manche Formen des modernen Absolutismus kennen keine eigentliche Freiheit und Berechtigung der Person gegenüber dem Staate. Nicht geringere Gefahren drohen bei dem anderen Extrem; die Leugnung der gottgegebenen Autorität,

die absolute Gleichstellung der Menschen, wie sie der Sozialismus plant, würde zu einer Einschränkung der persönlichen Selbstbestimmung, zu einer Einzwängung der „Freiheit" in das Schema der „Gleichheit" führen, die wenig voraus hat vor der Tyrannei asiatischer Despoten.

Die rechte Mitte hat auch hier das Christentum gewiesen. Es hat die Freiheit des Menschen sichergestellt, indem es sie gründete auf den Adel der Kindschaft Gottes. Es gab auch dem Sklaven das Bewußtsein seiner Menschenwürde, seiner Gleichberechtigung vor Gott. Nun trat als geheiligter Bannkreis dieser Persönlichkeit ein Gebiet hervor, das keiner irdischen Macht unterworfen war. In einer jüngst entdeckten Schrift des christlichen Altertums steht der Satz: „Nescit quidquam timere christiana libertas! Die Freiheit des Christen fürchtet nichts auf der Welt",[1]) ein Bekenntnis, das für den Kenner jener Zeiten „mehr Wahrheit enthält, als das Bismarcksche Wort über die Deutschen".

Aber auch die Obrigkeit rückte im Lichte der christlichen Ideen auf eine höhere Stufe der Würde und des Einflusses. Ich brauche nicht hinzuweisen auf das bekannte Wort des Herrn und die Ausführungen des hl. Paulus. Aber es verdient Erwähnung, daß die beiden ersten Päpste, von denen wir Schriften haben, in denselben zum Gehorsam gegen die staatliche Gewalt auffordern. Der hl. Petrus mahnt, die Freiheit nicht zum Deckmantel der Bosheit zu mißbrauchen, sondern jeglicher menschlichen Obrigkeit um Gottes willen untertan zu sein: „Fürchtet Gott, ehret den König";[2]) der hl. Klemens von Rom gibt in seinem Sendschreiben an die Korinther in einem herrlichen Gebete seinen Wünschen für das Wohl und die Macht der Kaiser Ausdruck.[3])

Aber, so sagt man, sind es nicht auch die Päpste gewesen, die in der Folgezeit das „Recht des Staates, der Kirche als koordinierte Gewalt gegenüberzutreten, bestritten haben"? Hat nicht die Kirche, um mit von Hartmann zu sprechen, „in dem Staat nur den Landsknecht gesehen, der ihr zu Ehren nach außen Kriege führt, und den Gendarmen, der nach innen für die gewaltsame Vollstreckung ihrer Anordnungen Sorge trägt"?[4])

---

[1]) Tractat. Origenis (?) de libr. SS. Script. ed. Batiffol, p. 197 s.
[2]) I Petr. II, 13. 16 f.
[3]) I Cor. c. — [4]) A. a. O. S. 79.

Gegenüber dieser Auffassung, die immer wieder als Grundanschauung der Kirche hingestellt wird, verlohnt es sich auf die ausdrückliche Erklärung Leos XIII. in seinem Rundschreiben über die christliche Staatsordnung zu verweisen. „Gott hat die Sorge für die Menschheit," so heißt es hier, „zwei Gewalten übertragen, der kirchlichen und der staatlichen. Die eine hat er über die göttlichen, die andere über die menschlichen Dinge gesetzt. Jede ist in ihrem Bereich die höchste; jede hat ihre bestimmten Grenzen, die durch ihre Natur und ihren Zweck gezogen sind." Hier wird also dem Staate in seinem Rechts- und Interessenkreise ausdrücklich die höchste Gewalt, die Souveränität zuerkannt. Wenn im Mittelalter das Verhältnis ein anderes gewesen ist, so hatte das darin seinen Grund, daß ein fertiger Staat in unserem Sinne noch nicht existierte. Weder trat im Bewußtsein der Untertanen der Staatszweck als sittliche Größe klar heraus, noch schieden sich im Bewußtsein des Fürsten deutlich das öffentliche Interesse des Staates und das private seines Hauses. Der mittelalterliche Staat mußte Anlehnung an dem ausgebildeten Gemeinwesen der Kirche suchen, weil er zu schwach war, um auf eigenen Füßen zu stehen; die Bevormundung war eine Wohltat für ihn, weil er als Unmündiger des Vormundes bedurfte.

Uebrigens fragt es sich auch heute trotz vieler schönen Reden über die Majestät des Staatszwecks sehr, ob bei der Mehrzahl der Bürger die sittliche Idee vom Staate so erstarkt ist, daß sie — bei etwaiger Trennung von Kirche und Staat — auf eigenen Füßen stehen und die Gewissen beherrschen würde. Sie haben neulich wohl die Statistik gelesen über die Steuerdeklarationen „hochangesehener" Kreise; vielleicht ist Ihnen dabei der Gedanke gekommen, daß, wenn von staatlicher Ordnung die Rede ist, auch heute in manchen Köpfen die Vorstellung des „Landsknechtes und Gendarmen" neben der „segensreichen Himmelstochter" eine gewisse Rolle spielt. Jedenfalls gerät die Autorität des Staates in weiten Kreisen ins Wanken, wenn er die Kirche nicht bloß ignoriert, sondern ihre Rechte und die geheiligten Traditionen des christlichen Völkerlebens bekämpft. Jene traurige Verirrung der Gewissen, jene Zügellosigkeit revolutionärer Leidenschaften, deren Eruptionen das verflossene Jahrhundert hindurch so oft die Völker in Schrecken setzten, entstammen zum großen Teil der aus der Revolution gebo-

renen Staatsräson des Unglaubens, die in ihrem Haß gegen Christentum und Kirche einen Staat ohne Gott proklamiert und damit die stärkste Grundlage der Autorität untergraben hat.

Vor einem halben Jahrhundert äußerte der französische Minister Guizot: „Nous périrons faute de respect, der Mangel an Achtung wird uns zugrunde richten." Auch in unserem Vaterlande hat der Geist der Zuchtlosigkeit heute weit um sich gegriffen; aber stärker und tiefer wurzelt im deutschen Volke die Achtung vor der Autorität. Und wie jede tiefwurzelnde Achtung kein bloßes Geschenk ist, sondern eine Frucht des Verdienstes, so dürfen wir wohl sagen: die Loyalität und Anhänglichkeit des deutschen Volkes an seine Dynastie — das, was Bismarck den festesten Kitt der deutschen Einheit nennt — ist in nicht geringem Maße ein Widerhall des Pflichtgefühles und christlichen Geistes, in dem die Träger der Autorität in Deutschland ihres Fürstenamtes walten. Wir freuen uns, zu lesen, wie ein erlauchter, in Ehren und Verdiensten ergrauter Herrscher [1]) die Demut und den Mut besitzt, das Wort des Zöllners im Evangelium: „Herr, sei mir Sünder gnädig" auf seinen Grabstein setzen zu lassen. Wir freuen uns, wenn noch heute in deutschen Fürstenhäusern jener fromme, weltverachtende Sinn gepflegt wird, in dem der Entschluß heranreift, Kronen und Würden zu verschmähen und im Priester- oder Ordenskleide der Kirche und den Armen zu dienen! Wir freuen uns und sind stolz darauf, daß an der Spitze der Gewalt in unserem Vaterlande ein Herrscher steht, der seine Knie beugt und seine Feldzeichen senkt vor dem Herrn der Heerscharen, der nur sein will ein König von Gottes Gnaden, stets gewärtig seiner Verantwortung vor dem höchsten Könige! Solange dieser christliche Geist die Autorität beseelt, wird auch die rechte Auffassung der Freiheit im Volke die Oberhand behalten. Und was im Rückblick auf die Wirren zu Anfang des 19. Jahrhunderts Uhland gesungen hat, das wird man auch nach den Stürmen, die die Wiege des neuen Jahrhundets umbrausen, singen können:

„Wie anders, wenn aus sturmbewegter Zeit
Gesetz und Ordnung, Freiheit sich und Recht
Emporgerungen und sich festgepflanzt! . . .

---

[1]) Großherzog Peter von Oldenburg, † 1900.

Da wirket jeder Geist und jede Hand
Belebend, fördernd für des Ganzen Wohl.
Da glänzt der Thron, da lebt die Stadt, da grünt
Das Feld, da blicken Männer frei und stolz;
Des Fürsten und des Volkes Rechte sind
Verwoben, wie sich Ulm' und Reb' umschlingen,
Und für des Heiligtums Verteidigung
Steht jeder freudig ein mit Gut und Blut!" [1])

Hochansehnliche Versammlung! Ein geistreicher Mann hat die katholische Kirche eine „Hochschule des Autoritätsgefühls" genannt. Ich glaube, wir können, in dem akademischen Bilde bleibend, von den Generalversammlungen der Katholiken sagen: sie sind ein gut besuchtes und nutzbringendes „Publikum" an dieser Hochschule. Jung und alt sollen sich hier bestärken in jener Ehrfurcht vor Gott, Kirche und Vaterland, die den innersten Kern eines wahrhaft christlichen Charakters und zugleich die Bürgschaft seiner wahren Freiheit bildet. Man spricht auf der anderen Seite „von der sittlichen Minderwertigkeit des Massenchristentums gegenüber der Religion der gereiften und befreiten Persönlichkeit"; man findet auch Katholiken, besonders solche der jüngeren Generation, die zu dieser vornehmen Isolierung hinneigen. Allein, die Frucht reift nur am Baume; so wächst auch eine „gereifte" christliche Religiosität nur im lebendigen Zusammenhang mit der Kirche heran. Und was die „Befreiung" angeht, so ist Oberflächlichkeit, Bequemlichkeit und Selbstbewußtsein noch lange nicht identisch mit Freiheit.

Darum rufe ich zum Schluß vor allem der gebildeten Jugend zu: Lieben Sie die Freiheit, aber nicht die Freiheit zügellosen Denkens, Genießens, Sichaustobens, sondern die Freiheit, höher zu steigen im Dienste der Wahrheit und Sittlichkeit! Man wird Ihnen als Katholiken Unfreiheit des Denkens vorwerfen; nun, beschämen Sie solche Tadler durch Ihre geistige Regsamkeit, durch die Energie und die Erfolge Ihrer Studien! Man bemitleidet Sie wegen altmodischer Strenge und sittlicher Gebundenheit; nun, zeigen Sie durch die Frische und Fruchtbarkeit Ihres Wirkens, daß diese Gebundenheit Ihnen keine Fesseln anlegt, daß diese Strenge Sie nicht hindert, jeder sittlichen Forderung, auch der modernsten, gerecht zu werden! Man sucht Ihnen das kirchliche Gemeinleben, die Berührung mit den Massen, den

[1]) Prolog zu „Ernst von Schwaben".

Armen und Einfältigen zu verleiden; nun, machen Sie kein Hehl daraus, daß Sie es als Ehre betrachten, zu den Armen zu halten, denen das Evangelium verkündet wird, daß Sie sich über die Massen nur erheben wollen durch größere Erleuchtung, Liebe und Rücksicht, nicht durch kurzsichtige und lieblose Verachtung dessen, was die schönste Frucht des Christentums ist, der allumfassenden Bruderliebe! Mit einem Wort: Lernen Sie zuerst gehorchen, dienen, sich einschränken, wenn Sie einst gebieten, herrschen, über die Schranken sich erheben wollen! Glauben Sie an die Wahrheit des Dichterwortes:

„Vergebens werden ungebund'ne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben;
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen,
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben!" [1]

[1]) Göthe, Epigrammatisch: Natur und Kunst.



Weltflucht und Weltarbeit.[1])

„Minus Te amat, qui Tecum aliquid amat,
quod non propter Te amat.“
Aug. Conf. 10, 29.

„Quod agebat Martha, ibi sumus; quod
agebat Maria, hoc speramus. Hoc agamus bene, ut illud habeamus plene.“
Aug. Sermo 104, 4.

Von jeher hat man in dem schönen Evangelium von Maria und Martha etwas Typisches, Vorbildliches gesehen. Diese beiden Frauengestalten, die in so verschiedener Weise um den Herrn bemüht sind, stellen die beiden wichtigen Aufgaben des christlichen Lebens, die beiden großen Berufsstände im Reiche Gottes dar, die von Anfang an in der Idee der christlichen Sittlichkeit verbunden waren und im Laufe der Geschichte in den bedeutsamsten Formen und Verzweigungen hervortraten. Martha wird von der Sorge um gastliche Bewirtung des Herrn „hin und her gezogen“; Maria sitzt zu den Füßen Christi, äußerlich untätig, aber innerlich voll Spannung und geistiger Tätigkeit. Martha denkt an das „Viele“, das ihr Eifer und ihre Hausfrauenehre für notwendig erachtet, darum ist nicht bloß ihr Aeußeres, sondern auch ihr Geist verwirrt und zerstreut; Maria denkt an das „Eine“, das in Wahrheit notwendig ist, darum ist ihr Gemüt trotz der lebhaften Bewegung im tiefsten Frieden. Martha bemüht sich um Güter der Zeit, um Speise, die vergeht; Maria ist dem Ewigen zugewandt, das die eigentliche Nahrung unsterblicher Geister ist: „Ihr Teil wird nicht von ihr genommen werden.“ Da haben wir das Bild des aktiven und kontemplativen Lebens, des religiösen und des weltlichen Standes, oder wie man heute gern sagt, das Bild der Weltflucht und Weltarbeit.

Auch das sittliche Werturteil, in dem die biblische Szene ausklingt, ist maßgebend geblieben für die ganze kirchliche Entwickelung: „Maria hat den besten Teil erwählt!“

---

[1]) Vortrag in Münster 22. November 1901.

Die Höherstellung des weltentsagenden, gottinnigen Lebens zieht sich durch die ganze Geschichte des Katholizismus und seiner Heiligen hindurch. Aber es ist nicht der Gegensatz des Bösen und Guten, sondern der des Guten und Besseren, der in ihr zum Ausdruck kommt. Das Lob, das Christus der Maria erteilte, sollte ja kein Befehl, nicht einmal ein Wink sein für Martha, sich gleichfalls zu den Füßen des Herrn niederzulassen und ihre häuslichen Pflichten zu vergessen. Nachdem sie den Herrn in „ihr Haus" aufgenommen hatte, wie der Evangelist ausdrücklich hervorhebt, war es auch ihr schönes Vorrecht und ihre Pflicht, die Ehre des Hauses zu wahren. „Wie hätte Martha Tadel verdient, fragt der hl. Augustin, da sie über einen so hohen Gast in freudigen Eifer geriet? Nein, beide waren dem Herrn angenehm, beide von ihm geliebt, beide seine Jüngerinnen!" [1]) So sind auch in der Idee des Reiches Gottes und nach dem Willen der Kirche die beiden großen Lebensformen der geistlichen und weltlichen Betätigung nicht Gegensätze, sondern Glieder eines höheren Ganzen; so sind auch heute Maria und Martha nicht Nebenbuhlerinnen, sondern Schwestern.

Aber hören wir nicht doch einen leisen Tadel heraus aus der Anrede des Herrn: „Martha, Martha"? Hat nicht der Gegensatz der Bestrebungen doch einen Ton der Mißstimmung und Eifersucht in den Frieden jenes Hauses hineingetragen?

Ein Tadel wird freilich der Martha zuteil; aber sie hat ihn hervorgerufen nicht durch ihre Arbeit, sondern durch ihre ärgerliche Beschwerde gegen die Schwester, die fast zu einer Anklage wider den Meister selbst wird: „Herr, kümmert es dich nicht, daß meine Schwester mich allein dienen läßt!" Menschlich erklärlich ist diese Beschwerde, aber auch menschlich befangen; ein Zeichen, daß die Verstrickung ins Zeitliche leicht den Blick für höhere Aufgaben trübt, dem Gemüte das schöne Gleichgewicht raubt. Von Maria lesen wir nicht, daß sie sich verteidigt hat, so leicht es ihr gewesen wäre, ihre Haltung nicht bloß durch das Gebot der Frömmigkeit, sondern auch durch das Gesetz der Höflichkeit zu rechtfertigen. Aber während sie schweigt, übernimmt ein anderer ihre Verteidigung; Christus, der sich in etwa mitgetroffen fühlt, erklärt, daß Martha nicht allein ihm

[1]) Sermo 104, 2. 4.

„dient“, daß auch Maria in einem ebenso berechtigten, ja in einem höheren und wertvolleren Dienst beschäftigt ist.

Auch in diesem Zuge des Bildes spiegelt sich die Zukunft wider. Es ist ja vorgekommen, daß Vertreter des Ordensstandes in frommem, aber unerleuchtetem Eifer die Welt zu schwarz gemalt, die Christen in der Welt in Unruhe über die Gottgefälligkeit ihres Standes versetzt haben. Aber das Umgekehrte ist doch viel häufiger. Nicht bloß die Weltkinder im engeren Sinne entrüsten sich über die „Trägheit und Unfruchtbarkeit des beschaulichen Lebens“, nicht bloß Andersgläubige halten sich auf über die „falsche Weltflucht der evangelischen Räte“; auch manche Katholiken sind der Ansicht, Askese und Ordensleben hätten sich überlebt; sie empfinden es fast als ein Unrecht, daß so viele Kräfte sich dem Wettbewerb auf dem Schauplatz des Kulturlebens entziehen und sie „allein arbeiten“ lassen. „Nicht Entsagung und Beten, sondern Selbstbehauptung, Arbeit, Konkurrenz müssen uns helfen, unsere Inferiorität zu überwinden,“ heißt es in fortschrittlichen katholischen Kreisen. „Nicht die stillen, weiblichen Tugenden der Demut und Geduld, sondern männliche Kraftentfaltung tut uns not, wenn wir unserer Sache zum Siege verhelfen wollen,“ so lautete das Losungswort des sogenannten Amerikanismus.

Aber auch heute bleibt auf solche Vorwürfe der Martha Maria nicht ohne Anwalt und Schützer. Zwar steht sie selbst nicht auf zu Gegenklagen wider die wohlmeinende, aber erregbare Schwester. Nicht nur kurzsichtige Klagen läßt sie über sich ergehen; sie läßt sich sogar aus dem Hause jagen, ohne böse zu werden. Frankreich, ein Land, in dem fast die Hälfte aller Städte auf Klostergründungen zurückgehen, schickt seine Ordensleute in die Verbannung oder macht ihnen den Aufenthalt im Vaterlande unerträglich; und diese fahren ruhig fort, den Namen und Einfluß ihres Vaterlandes in fremden Weltteilen zu verbreiten, die Wunden, die Not und Elend der heimischen Bevölkerung schlagen, zu verbinden. Aber die Kirche ist es, die sich zum Schutze der Gekränkten erhebt: unbeirrt vom Zeitgeist, weist sie die voreingenommenen Anklagen der Gegner wie die übereilten Reformvorschläge ihrer Kinder zurück mit dem Worte, das einst ihr Stifter gesprochen: „Eines ist notwendig; Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht wird genommen werden.“

Eine englische Schriftstellerin hat jüngst ein Bändchen italienischer Volkssagen herausgegeben, unter denen als interessantes Zeichen schalkhafter Volkssatyre folgende Geschichte mitgeteilt wurde. Ein Mönch wünschte von Gott zu erfahren, welchem Christen er nach seinem langen Einsiedlerleben wohl an Heiligkeit gleichstehe. Gott antwortete ihm, der herumziehende Musikant, der gerade auf der Straße sein Lied sang, stehe genau auf derselben Stufe wie er. Ein anderes Mal, als er sein Gebet wiederholte, war es der Bürgermeister eines nahen Städtchens, ein drittes Mal ein vorbeifahrender Handelsherr. Man könnte glauben, wir hätten es hier in der Tat mit einer Reaktion des Volksgemüts gegen übertriebenes Rühmen des Klosterlebens zu tun; allein in Wirklichkeit ist die hübsche Geschichte — tine alte Mönchslegende, die schon die Eremiten der ägypeischen Wüste ihren Schülern erzählten, um sie in der Demut zu üben.[1])

So kann man auf christlichem Standpunkte aus Liebe zum Ewigen und Himmlischen in die Einsamkeit gehen und doch für die sittliche Bedeutung der Kultur einen offenen Blick und ein warmes Herz bewahren. So kann man umgekehrt seinen Beruf erblicken in der rüstigen Mitarbeit am Bau der wirtschaftlichen Ordnung, und doch Verständnis und Hochachtung denen entgegenbringen, die nur dem Aufbau des Reiches Gottes, dem Dienste des Heiligtums sich widmen.

In diesem Sinne möchte ich es versuchen, die Weltflucht, wie sie die Kirche auffaßt, in ihrer Idee und unvergänglichen Stellung im Menschheitsleben darzulegen, zugleich aber den Beweis zu liefern, daß diese Jenseitsrichtung eine gerechte Würdigung der irdischen Kulturaufgaben, eine lebendige Teilnahme am Ringen und Streben der Menschheit nicht ausschließt. Ich sage, die Idee der Weltflucht will ich vor allem verteidigen; die geschichtliche Wirklichkeit, so glänzend und erhebend sie im ganzen ist, zeigt dennoch dunkle Trübungen und Schatten in nicht geringer Zahl; das Ordensleben hat sowohl der menschlichen Schwäche wie dem Geiste der Zeiten und Nationen reichlich seinen Tribut zahlen müssen. Allein das ist ja das Schicksal alles Irdischen — bekanntlich hat es nicht bloß schlechte Mönche, sondern auch schlechte Ehegatten, Fürsten, Richter usw. gegeben; — es

[1]) S. Rufin, Hist. monach. (Migne XXI. 435 ff.)

berechtigt uns nicht, einen Stand oder eine Einrichtung zu verurteilen oder auch nur ihre Idealität und Erhabenheit anzuzweifeln. Corruptio optimi pessima!

Eine bestimmte Art von Erhebung über die Welt und Flucht der Welt gehört zur eigensten Natur des Christentums und zur allgemeinen Sittlichkeit des Christen. Christus beginnt die Rede, in der er das Programm seiner sittlichen Weltherrschaft aufstellt, mit den Sätzen: „Selig sind die Armen im Geiste, Selig sind die Sanftmütigen, Selig sind die Trauernden!" und bei Lukas schließt er ein „Wehe" an gegen die Reichen, die Satten und die „lachenden" Weltkinder. Wer dem Mammon dient, wer im Sinnengenuß untergeht, wer sich selbst, seinen Eigenwillen nicht verleugnet, kann nicht Jünger Christi sein. Gott, nicht wir selbst, ist Herr und Mittelpunkt unseres Daseins, höchster Inhalt unseres Strebens und Arbeitens. Im Jenseits, nicht in der irdischen Welt liegt der Schwerpunkt unseres Lebens; im Felsengestade der Ewigkeit, nicht im Flugsande der Zeit soll der Anker unserer Hoffnung eingeschlagen sein. Wenn das Eine, dem Maria dient, notwendig ist und ewige Geltung hat, dann darf auch Martha über dem Vielen, das sie bestürmt, dieses Eine nicht vergessen.

Ist diese gewaltige Predigt, die in den Urzeiten des Christentums die Gemüter der Menschheit erschütterte und emporrichtete, heute überflüssig, weil selbstverständlich? Daß sie niemals überflüssig ist als Predigt, als Mahnwort an die schwankenden, irrenden, verkommenen Herzen, das wissen wir alle. Aber auch als Wahrheitsgedanke, als Grundsatz christlicher Ethik, ist diese Jenseitsstimmung heute bedroht, bedarf das Wort von der Welt- und Selbstverleugnung heute der Verteidigung. Nicht bloß aus sinnlicher Schwäche, unter dem berückenden Zauber der Welt und ihrer Reize, sondern mit vollem Bewußtsein sagt sich der moderne Mensch los von aller „falschen Transzendenz". Die Philosophie sagt ihm, die höchste Tugend sei Selbstherrlichkeit, der letzte Zweck des Lebens sei Förderung der Kultur, Bereicherung des irdischen Daseins. Die Kunst, die eine frühere Zeit Gottes Enkelin nannte, vergißt ihre himmlische Abstammung und macht sich zur Sirene des Weltgenusses und der Ichvergötterung. Die soziale Irrlehre unserer Zeit fordert ungeduldig und heftig die Zulassung zum Göttermahl der irdisch Seligen und will den Himmel

den Engeln und den Spatzen überlassen. So ruft der Zeitgeist mit Faust:

> Der Erdenkreis ist mir genug bekannt,
> Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt.

Er überhört, was der Geist der Verneinung und Zerstörung später sagt:

> Die Elemente sind mit uns verschworen,
> Und auf Vernichtung läuft's hinaus.

Auch heute tritt dem kulturfreudigen Faust ein spottender Mephisto gegenüber im modernen Pessimismus. Er verkündet die Nichtigkeit aller Menschheitsideale, er möchte mit Huxley „die Ankunft eines freundlichen Kometen, der die ganze Weltgeschichte wegfegt, als erwünschtes Ende willkommen heißen".[1])

Nicht in den Werken der Kultur, die der zerstörenden Macht der Elemente anheimfallen, kann die ewige Bedeutung des Sittlichen ihre Erklärung, die unsterbliche Sehnsucht des Geistes ihre Befriedigung finden. Aber auch die geistigen Errungenschaften der Bildung, die der elementaren Vernichtung widerstehen, sind nicht erhaben genug, vom persönlichen Geiste absolute Hingabe seiner selbst zu verlangen; auch sie sind nichts anderes als Schöpfungen desselben Menschengeistes. Die Kultur als Selbstzweck ansehen, sagt Lagarde kurz und kräftig, heißt Götzendienst treiben.[2]) In der Tat, ob der Wilde seinen buntbemalten Fetisch anbetet, oder der mit modernster Bildung übertünchte Europäer die „Summe der objektiven Kulturwerte" als höchsten sittlichen Zweck vergöttert, macht nur dem Grade, nicht dem Wesen nach einen Unterschied. R. Eucken sagt in seinem neuesten Werk, daß alle echte Geistigkeit einen Bruch mit dieser Welt bedeutet, daß man vom bloßen Scheine der Kulturkomödie zur Wirklichkeit eines höheren Lebens sich hindurchringen müsse, wie es das Christentum in machtvoller, persönlich-lebendiger Weise vorschreibt.[3])

Aber damit dieses Prinzip, die geistige Erhebung zum Leben in Gott und für Gott nicht aus dem Bewußtsein der Christenheit schwindet oder zur leeren Phrase wird, muß

---

[1]) Huxley, Essays S. 147.
[2]) Deutsche Schriften 1891, S. 127.
[3]) Eucken, Der Wahrheitsgehalt der Religion. 1901, S. 402.

es innerhalb der Christenheit irgendwo in ungemischter Reinheit und Ausschließlichkeit verkörpert sein. Was als erleuchtende und erwärmende Macht die irdische Lebensgestaltung durchdringen soll, dafür muß es eine geweihte Ursprungsstätte geben in dem heiligen Feuer, das auf den Altären des Opfers und der Entsagung glüht. Schon der Einzelmensch versucht umsonst, seine fromme Stimmung zu bewahren, wenn er nur durch weltliche Arbeit und Berufserfüllung Gott dienen will; wie echte Frömmigkeit den Drang in sich schließt, bisweilen den Staub des Irdischen abzuschütteln und frei in Gottes Nähe zu atmen, so kann sie auch auf die Dauer nicht fortbestehen ohne solche Stunden religiöser Weihe, Stunden ausschließlichen Gottesdienstes. Opfersinn und welterhabener Mut im bloßen Gefühl und Vorsatz läuft meist auf Selbsttäuschung hinaus. Mit derbem Spott macht Schopenhauer dieses Bestreben, die Theorie des Gleichmuts auf einen inneren Prozeß zurückzuführen, an den alten Stoikern lächerlich; „sie glaubten sich dadurch mit ihren Grundsätzen abzufinden, daß sie, an einer luxuriösen römischen Tafel sitzend, kein Gericht ungekostet ließen, jedoch dabei versicherten, das wären samt und sonders bloße *προηγμένα* (annehmbare Dinge), keine *ἀγαθὰ* (wirkliche Güter); oder deutsch zu reden, daß sie aßen, tranken und sich einen guten Tag machten, dabei aber dem lieben Gott keinen Dank dafür wußten, vielmehr fastidiöse Gesichter schnitten und nur immer brav versicherten, sie machten sich den Teufel etwas aus der ganzen Fresserei“.[1])

Um so mehr bedarf das religiöse Prinzip, der Gedanke an Gott und die höhere Welt, im Ganzen der Christenheit einer besonderen Darstellung und lebendigen Vertretung. Alle christlichen Konfessionen sind darüber einig, daß die Feier des Sonntags ein unvergleichliches und unersetzliches Mittel ist, der Arbeitswoche und damit dem Kulturleben überhaupt eine höhere Weihe zu geben. Es ist eine oft widerlegte Illusion, den christlichen Geist, die religiöse Beziehung des Arbeitslebens retten zu wollen, nachdem man den Sonntag abgeschafft, den goldenen Ring aus der eisernen Kette des Alltagstreibens herausgebrochen hat. Und doch könnte man sagen: Die Arbeit ist Gottesdienst, Welterneuerung und Weltbeherrschung, ist der gottgegebene Beruf der Menschheit.

---

[1]) Schopenhauer, Sämtl. Werke (Grisebach) II, S. 180.

— Wo lebendiges Christentum herrscht, da erhält mit der Zeit auch der Raum seine religiöse Weihe durch ausgesonderte Kultusstätten. Welch ein erquickendes Gefühl, aus dem Gewirre einförmiger Häuser und Fabriken, aus dem betäubenden Lärm der Großstadt unter die Gewölbe des Gotteshauses mit ihrem feierlichen Schmuck und ihrer friedlichen Stille einzutreten! Und doch könnte man sagen: Auch im stillen Kämmerlein kann ich beten; auch Schulen und Fabriken, Kasernen und Museen sind Stätten, wo ehrliches, christliches Schaffen und Streben sich entfalten kann und entfalten soll. — Was der Sonntag in der Reihe der Wochentage, was die zum Himmel strebenden Türme im Häusermeer der Stadt sind, das bedeuten die gottgeweihten Stände im Organismus der christlichen Gesellschaft, nicht mehr, aber auch nicht weniger: ein lebendiges, sichtbares und öffentliches Sursum corda! Wenn die Orden auch nicht jene direkte soziale Betätigung, die wir in Werken der Wissenschaft, Kunst und Caritas bewundern, aufzuweisen hätten, wenn sie wie die beschaulichen Orden nur der Pflege der Religiösen sich weihen, das Eine ist ihr unsterbliches Verdienst, daß sie durch den Beweis der Tat die ganze Christenheit davon überzeugen: Es gibt noch sittlichen Idealismus auf Erden, es gibt einen Glauben, der hienieden schon im Jenseits lebt, eine Hoffnung, die alle Brücken hinter sich abbricht, eine Liebe, die vor keinem Opfer zurückbebt! Trotzdem werden diejenigen nicht aussterben, die in einem solchen Leben nichts anderes sehen als träges Nichtstun. Aber gibt es nicht ebensoviele Leute, die den Gelehrten, Philosophen und Künstler für einen Tagedieb ansehen, weil er keine schwieligen Hände hat? Ist diese letztere Auffassung ein Zeichen geistiger Beschränktheit, so ist die erstere ein Symptom religiöser Beschränktheit. Gerade so wie die ausschließliche Pflege von Kunst und Wissenschaft im Organismus der bürgerlichen Gesellschaft besondere Stände verlangt, so muß es auch am Leibe der Kirche Glieder geben, die dem ausschließlichen Dienste der Religion geweiht sind, Augen gleichsam, die nach oben schauen, in denen der Himmel sich spiegelt.

In unserem Zeitalter, das durch Erfahrungswissen, durch technische und industrielle Leistungen so Großes erreicht hat, liegt die Gefahr nahe, die Macht der Ideen, die Segenskraft sittlicher Ideale zu unterschätzen. Ich möchte diese idealen

Güter, die sich nicht greifen und in klingende Münze umwandeln lassen, vergleichen mit den dunklen Wäldern, die auf hohen Bergzügen sich hinziehen, oder mit den unnahbaren Gletschern und Schneefeldern der Alpen. Der Nützlichkeitsmensch verwünscht die unfruchtbare Herrlichkeit der Eiswelt; kurzsichtige Grundherren schlugen die Gebirgswälder nieder, um Nutzholz zu gewinnen oder ihre Aecker auszubreiten. Und doch waren diese Wälder die Wasserbehälter, die ihre Aecker fruchtbar machten; und doch senden jene Gletscher und Schneefelder die Ströme aus, auf denen Frachtschiffe dahinfahren und Burgen und Städte sich spiegeln. So ist auch die religiöse Begeisterung der Jungbrunnen, aus dem die Pflichttreue in irdischen, sozialen Aufgaben immer neue Anregung schöpft; so sind die sittlichen Ideen, die übernatürlichen Hoffnungen unsichtbare, aber mächtige Träger der natürlichen Gesellschaftsordnung, Schutzwehren, die den verheerenden Lauf der Gewitterströme von den Gefilden friedlicher Arbeit fernhalten.

In dem herrlichen Bau, der sich über dem Grabe des Armen von Assisi erhebt, hat der fromme Genius und die Meisterhand Giottos das dreifache Opfer, das die christliche Askese den gewaltigen Leidenschaften der Menschen entgegenstellt, in ergreifender Weise versinnbildet, die Armut, die Jungfräulichkeit und den Gehorsam. Wie diese Bilder in fast ungetrübtem Glanze leuchten, so hat auch die Gestalt des hl. Franziskus in den Augen der modernen Kulturgeschichte eine erneute Verklärung erfahren. Aber wichtiger ist, daß die Tugenden und Vorbilder, die damals ein im Irdischen versinkendes, von Leidenschaften durchwühltes Geschlecht aufrüttelten, auch heute lebendig bleiben. Wann hätte die auri sacra fames, der ungezügelte Drang nach Reichtum, stärker die Menschheit beherrscht als heute, wo auf der einen Seite die Kunst, im stillen auf fremde Kosten reich zu werden, zu einem schwindelerregenden System ausgebaut ist, auf der anderen die alte, rohe Methode in vollem Flor geblieben ist, den Nachbar einfach totzuschlagen, dessen Weinberg oder dessen Diamantfelder man begehrt! Und wann hätte sich eine schamlose und krankhafte Sinnlichkeit offener auf die Szene der Kunst und Literatur und in die Säle der Malerschulen gedrängt, wann der schrankenlose Individualismus, die Lossagung von aller Autorität weitere Verbreitung in den Höhen wie in den Tiefen der Gesellschaft gefunden! Um

solchen Strömungen Einhalt zu gebieten, genügt es nicht, sich auf den Boden eines weltförmigen Christentums, eines maßvollen Lebensgenusses zu stellen; es müssen kühne Bauten in den Strom vorgeschoben werden; das Extrem muß, wenn man so sagen darf, durch das andere Extrem bezwungen werden. Der Bußeifer und Himmelssinn, wie er in den evangelischen Räten geübt wird, hat sich nicht überlebt, er ist heute so zeitgemäß wie jemals, um die Sünder zu beschämen, die Lauen aufzurütteln, die Strauchelnden zu ermutigen, die Eifrigen zu festigen und zu erbauen!

Dieses Gefühl nimmt auch außerhalb der katholischen Kirche, ja in ganz modern gerichteten Kreisen zu. „Wo ist uns," so ruft Lagarde aus, „die Gewißheit des ewigen Lebens hingeschwunden? Wohin der herbe Zug der Weltentsagung in diesem Zeitalter des hastigen, freudelosen, narkotisierenden Genießens? Wo sind die Herzen für das Wort, daß es dem Menschen nicht hilft, die ganze Welt zu gewinnen, wenn er dabei Schaden an seiner Seele nimmt"?[1]) In viel schrofferer Weise als die katholische Kirche, ja in extrem pessimistischer Weise hat Graf Tolstoi die Kulturfreudigkeit unseres Zeitalters als eine gänzliche Abirrung vom Christentum, als das Grundverderben der Menschheit bezeichnet. Harnack spricht seinen Wunsch nach reicherer Ausgestaltung des asketischen Lebens im Protestantismus, nach einem „Mönchtum, wie es evangelisch denkbar und notwendig ist", aus: „Eine jede Gemeinschaft braucht Persönlichkeiten, die ausschließlich ihrem Zwecke leben; so braucht auch die Kirche Freiwillige, die jeden anderen Beruf fahren lassen, auf die Welt verzichten und sich ganz dem Dienst des Nächsten widmen."[2]) Ein geistvoller Anonymus, der, von weiten Reisen heimgekehrt, sich in seinem Vaterlande wieder umsah, schrieb kürzlich über den Besuch eines alten Klosterkreuzgangs in Magdeburg: „Es ist eine Stätte des Friedens. Wie sie reinigend auf uns wirkt, bezeugt sie die tiefe Berechtigung dieser Werke der Weltflucht, die so lange bleiben wird, als sich menschliche Herzen vom öden Alltagstreiben abwenden."

Die Werke der Weltflucht würden aber nicht „reinigend auf uns wirken", wenn das Wort „Weltflucht" den ganzen

---

[1]) Lagarde, a. a. O. 139.
[2]) Harnack, Wesen des Christentums, S. 181.

Sinn und Inhalt jenes Lebens erschöpfte. Der bloße Protest gegen die niederziehenden Mächte, auch wenn er im Interesse der Gesamtheit notwendig ist, genügt nicht, um die Tätigkeit eines Menschenlebens auszufüllen; das weltabgeschiedene Leben ist nach katholischer Auffassung darum vor allem vollkommener als das weltliche, weil es die Kraft und Begeisterung der Liebe, die sonst durch sinnliche Lust und kleinliche Sorge getrübt wird, ganz und ungeteilt Gott und den großen Interessen der Menschheit zuwendet. Der Ordensmann soll nicht, um ein Prinzip zu vertreten, seine Persönlichkeit opfern; er soll auch für sein persönliches Leben den reichsten und größten Inhalt gewinnen. Die höchste Aufgabe und Ehre des Geistes ist nicht die Erfüllung mit zeitlichen Kenntnissen, die Beherrschung der Natur. Schon Plato und Aristoteles lehrten, die Vollkommenheit und Seligkeit des Menschen liege in der Erkenntnis und Anschauung Gottes. Christus nennt als höchste Tugend die Liebe zu Gott, als höchsten Lohn der Tugend das Schauen Gottes im Himmel. Wer dieses Ideal der Vollkommenheit, wer den christlichen Himmel nicht als veraltet und überlebt betrachtet, darf auch das Gebetsleben, das in den Stätten der Weltflucht gepflegt wird, nicht als Antiquität aus der modernen Gesellschaft hinwegschaffen wollen. Die Welt ist schließlich für Gott da; und wenn Gott, wie wir noch sehen werden, dem Menschen die Erde zur Beherrschung übergeben hat, so fragt es sich doch, ob er mehr Freude hat an Eisenbahnen, Bergwerken und Eiffeltürmen oder an menschlichen Herzen, die ihm aufrichtig und glühend entgegenschlagen. Mit dieser Liebe zu Gott ist aber nach dem Grundgesetz christlicher Sittlichkeit die Nächstenliebe wesentlich verbunden. Die Geschichte des Ordenslebens und die lebendige Gegenwart zeigt, wie unendlich fruchtbar dieser Zusammenhang ist. Die Zerreißung der Fesseln, die den Weltchristen an Geld und Gut, an Fleisch und Blut, an Amt und Würde binden, bedeutet für heroische Seelen nicht Gefühllosigkeit gegen das Menschliche, sondern Erweiterung des Gefühls, Befreiung des Interesses und der Tatkraft für die Aufgaben der Allgemeinheit, für die Ausbreitung des Evangeliums, für die Pflege der Wissenschaft, für alle Werke der Barmherzigkeit. Im Christentum ist die Höhenwelt der Kontemplation nicht unfruchtbar, weil die Sonnenglut der Liebe auf den Gletschern und Schneefeldern liegt und ihre Wasser zum Schmelzen bringt.

Es gibt keinen unsinnigeren Vorwurf als den, der Verzicht auf Ehe, Besitz und Unabhängigkeit bedeute den Verzicht auf die Persönlichkeit. Umgekehrt: Derjenige tastet die Würde der Persönlichkeit an, der dieselbe abhängig macht von äußeren Dingen, von sozialer Stellung und allem dem, was nicht in der Macht des Menschen liegt. Gerade der Verzicht auf geschlechtliche Ergänzung, Erwerb und äußeres Ansehen hebt die geistige Selbständigkeit der Einzelperson, ihre Erhabenheit über das Animalische und Materielle aufs klarste hervor. Und warum schilt man nur jene als halbe Menschen, die aus religiösen Motiven ehelos bleiben, während man es weltlichen Größen wie Descartes, Leibniz, Spinoza, Michelangelo, Kant und so vielen anderen hoch anrechnet, daß sie aus Liebe zur Wissenschaft und Kunst es verschmähten oder vergaßen, irdische Liebesbande anzuknüpfen? Wenn geschöpfliche Wahrheit und Schönheit solchen Zauber auf das Herz ausüben kann, warum soll denn Gott, seine Wahrheit und Schönheit, die Förderung seines Reiches, nicht auch imstande sein, ein ganzes Menschenherz zu füllen?

Ein Blick auf diejenige Persönlichkeit, in der wir Christen das Ideal sittlicher Vollendung erblicken, möge statt weiterer Argumente auf alle Fragen Antwort geben.

Mag man die weltfreudigen Seiten im Leben Jesu, das Erscheinen auf der Hochzeit zu Kana, die Teilnahme am Gastmahl des Pharisäers usw. noch so sehr betonen, die Erscheinung des Erlösers ist einer „intimen Welt- und Kulturverflochtenheit“ nicht günstig. Hätte Christus die Ansicht gehabt, wahre christliche Sittlichkeit betätige sich nur in Hochschätzung der Ehe und weltlicher Berufsarbeit, so hätte er, mit Paulsen zu reden, in der Tat nichts unterlassen, um mißverstanden zu werden. Zwischen den beiden Polen, der Geburt im Stalle und dem Tode am Kreuze, bewegt sich sein Leben in Armut, Entbehrung und Verfolgung. Der Glaube sagt uns, daß Christus in einer Erscheinung hätte auftreten können, die das Licht seiner Heiligkeit auch in dem glänzenden, mit irdischen Farben gesättigten Bilde eines Helden der Kultur widerstrahlen ließ. Warum sollte die Sonne, deren Aufgang die Fülle der Zeiten ankündigte, wie sie allen Glanz sittlicher Hoheit in sich vereinigte, nicht auch die natürliche Größe und Fruchtbarkeit eines perikleischen oder mediceischen Zeitalters entfalten, wenn darin das Ideal der Tugend zu erblicken ist?

Nun aber bildet die Sonnenhöhe des Lebens Jesu das Kreuz, das Holz der Schmach und des Leidens. Es ist kein Wunder, daß jene Seelen, die am aufrichtigsten der Nachfolge Christi sich hingaben, am tiefsten in seinen Geist sich versenkten, Katholiken wie Protestanten, daraus weit mehr einen Antrieb zum Opfer und zur Abkehr vom Irdischen, als eine Ermunterung zu hellenischer Lebensfreude oder modernem Erwerbssinn geschöpft haben.

Dieser Eindruck des Evangeliums, dem das Zeugnis der anima naturaliter christiana zustimmt, läßt sich nicht zum Schweigen bringen; man kann sich wohl praktisch vornehmen, möglichst viel Genuß, Ehre, Bildung, Besitz anhäufen zu wollen, man vermag aber einem solchen Streben nicht den unvergleichlichen Adel beizulegen, der nun einmal dem Opfer und der Selbstverläugnung eigentümlich ist. Wir sagen: das maßvolle Genießen ist erlaubt; aber eben damit gestehen wir, daß es nicht groß, nicht erhaben ist. Wer als Beweis für die seltene Charaktergröße eines Mannes darauf hinweisen wollte, derselbe habe rasch und zielbewußt ein glänzendes Vermögen gesammelt, oder wer das Lob einer heiligmäßigen Seele mit der Erzählung bekräftigen wollte, die Edle habe — nicht etwa den Schleier genommen, sondern mit einem angesehenen und reichen Jüngling sich verlobt, würde an der Heiterkeit seiner Zuhörer merken, daß die Lehre von der Gleichwertigkeit „positiven", weltfrohen Schaffens mit christlicher „Weltverneinung" auch der heutigen Gesellschaft noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist. Gewiß gab und gibt es im weltlichen Arbeiten und Schaffen ideale sittliche Größe, christliche Heiligkeit; aber doch nur in dem Maße, als auch in jenes Schaffen ein Tropfen asketischen Oeles eingedrungen ist, als auch dort nach dem Vorbild der Orden der Kampf gegen Sinnlichkeit, Habsucht und Stolz im Opfer wirksam geworden ist.

Da ich fürchte, v. A., durch weitere Empfehlung des Amtes der Maria die Aufmerksamkeit zu schwächen, die wir der trefflichen Schwester schulden — vielleicht ist die eine oder andere Martha schon ungeduldig —, so wende ich mich der zweiten Aufgabe zu, die ich mir gestellt hatte, der ethischen Würdigung jener bunten, vielgestaltigen Arbeit, die auf die Beherrschung, den Gebrauch und Genuß der Geschöpfe gerichtet ist. Es ist ein Zeichen des höheren

Beistandes, der der Kirche zuteil wird, daß sie, die so wesentlich auf das Uebernatürliche angelegt ist, die in den Orden so bereitwillige Stützen und Werkzeuge ihrer Bestrebungen gewann, dennoch niemals die sittliche Würde der Ehe, die Erlaubtheit des Reichtums, den Nutzen der Künste und Wissenschaften in Frage gestellt hat. Im Gegenteil: allen Extremen des weltflüchtigen Geistes von rechts und links gegenüber hat sie die goldene Mitte festgehalten, hat neben den Vorzügen des geistlichen Lebens die Gottgefälligkeit weltlichen Schaffens theoretisch und vor allem praktisch anerkannt. — Dennoch liest man immer wieder, die Kirche habe Ehe, Erwerbstrieb usw. als böse und gottwidrig verurteilt. Woher diese Beschuldigung? Der sehr gewöhnliche Schluß ist folgender: Wenn die Kirche Armut und Jungfräulichkeit als das sittlich Bessere und Geratene hinstellt, so muß sie im Reichtum, in der Ehe etwa Böses erblicken. Die Kläglichkeit dieser Logik bedarf wohl keiner Widerlegung. Oder halten wir das Silber für verächtlich weil uns das Gold lieber ist? Haben wir deshalb keine Empfindung für die Lieblichkeit unserer Werse, weil sie dem Rhein an Herrlichkeit nicht gleichkommt? Dünkt uns Mozart ein Stümper, wenn wir Beethoven als den Größeren schätzen? Noch einmal sagen wir mit Augustinus: „Beide Schwestern waren dem Herrn wohlgefällig, beide liebenswürdig, beide seine Schülerinnen. . . . Er hat nicht die Arbeit (der Martha) getadelt, sondern das Amt (der beiden) unterschieden."

Verschiedene Aemter gibt es im Reiche Gottes, wie verschiedene Glieder am Leibe, lehrt schon der hl. Paulus (Röm. 12, 4 ff.); „ein jeder hat seine eigene Gabe vom Herrn" (I. Kor. 7, 7); darum „bleibe er in dem Berufe, in dem er berufen wurde" (7, 20). Dieser Gedanke von dem Organismus der Berufe setzt sich fort bei den Kirchenvätern. Die Kirche hat, wie der Sternenhimmel, Lichter von verschiedener Stärke und Farbe; so wenig der Mond die Sterne verdunkelt, so wenig die Jungfräulichkeit den Ehestand, lesen wir bei Methodius.[1] Die Kirche ist nach Ambrosius ein weites, fruchtbares Gefilde, das durch mannigfache Vegetation das Auge erfreut; neben der schimmernden Blüte der Jungfräulichkeit und dem ernsten Grün der Witwenschaft steht die fruchtbare, goldene Saat der Ehe. Wie der weise

[1] Conviv. Or. 2 c. 1.

Gutsherr dafür sorgt, daß das Saatfeld einen größeren Raum einnimmt als der Liliengarten und der brachliegende Rasen, so muß auch in der Kirche der Ehestand die Regel, die Jungfräulichkeit die Ausnahme bilden.[1]) Die sittliche Vollkommenheit, sagt der hl. Thomas, war in Christo über den Gegensatz der Stände erhaben; in der Kirche aber kann diese Vollkommenheit nur durch Teilung und Differenzierung sich darstellen, wie die Herrlichkeit Gottes in den Geschöpfen geteilt und gebrochen widerstrahlt. Diese Arbeitsteilung, fährt er fort, hat den Vorteil, daß das Schaffen intensiver, leichter und geordneter sich vollzieht; diese Mannigfaltigkeit hebt die Schönheit des Ganzen, sodaß die Kirche dasteht wie jene Gottesbraut in den Psalmen, angetan mit mannigfacher Zier.[2])

Mehr und mehr ist auch in der praktischen Askese der Grundsatz zum Durchbruch gekommen, daß neben dem allgemeinen Rate, der die abstrakte Wahrheit verkündet, der besondere Beruf in Frage kommt, der die persönliche Standeswahl bestimmt. Das an sich Bessere und Idealere ist nicht für jeden das Beste; abgesehen von der menschlichen Schwäche, fällt auch die von der göttlichen Vorsehung bestimmte Anlage des Charakters und Führung der Lebensschicksale in die Wagschale. Wenn auch das Haupt der edelste Teil des Leibes ist, so würde doch der ganze Mensch gefährdet und das Haupt selbst zerrüttet, wollten alle nährenden Säfte dorthin zusammenströmen. Was über den sittlichen Wert des Menschen im absoluten Sinne entscheidet, ist die Kraft und Reinheit der Liebe; die Liebe aber, sagt der hl. Franz von Sales, führt den einen ins Kloster, den anderen in den Ehestand.[3]) Da der Kulturberuf der Menschheit Gottes Wille, da die Ehe geheiligte Satzung Gottes ist, kann die Lossagung von der Welt immer nur der Beruf weniger sein. Wenn in gewissen Zeiten und Ländern die Zahl der Klöster für das wirtschaftliche und staatliche Leben unverhältnismäßig groß war, dann darf man vermuten, daß es damals auch an der lauteren, strengen Prüfung des Berufes gefehlt hat, daß vielfach bei der Wahl des Klosterlebens zeitliche Beweggründe mitspielten. Denn Gott ist ein Gott der Ordnung; sein Ruf wird nie das Gleichgewicht

[1]) De virgin. 6, 34. De vid. 14, 83.
[2]) S. theol. II. II. q. 183 a. 2. — [3]) Theotimus 8, 6.

der gesellschaftlichen Lebensordnung gefährden, er wird im Gegenteil auch die schroffste Askese der irdischen Lebensgestaltung zum Segen ausschlagen lassen. [1])

Aber ist denn wirklich nach christlicher Weltanschauung die geistige und materielle Kultur, die Bemühung um geschöpfliche Wahrheit, Schönheit, Herrschaft und Freude Gott wohlgefällig? Ist nicht das Christentum, wie kürzlich noch der Historiker Beloch bemerkte, aus pessimistischer Weltanschauung geboren und darum unfähig, die sittliche Bedeutung der Kultur zu verstehen?

Der Vorwurf pessimistischer Feindschaft gegen alles Natürliche wird heute mit besonderer Vorliebe von gelehrter wie von sozialdemokratischer Seite erhoben. Es ist ja leicht, die berechtigten Anklagen, die Christus, die Apostel und Kirchenlehrer gegen die Welt, d. h. gegen die gottvergessene, in heidnischen Lüsten versunkene Welt richten, die strengen Worte, mit denen sie zum Kampfe gegen das Fleisch, d. h. die im natürlichen Menschen herrschenden Leidenschaften auffordern, so auszubeuten, als habe die Natur für den Christen etwas Gottwidriges, Dämonisches an sich. Allein, man muß dabei nicht nur eine Fülle gegenteiliger Beweise unterdrücken, sondern auch beide Augen verschließen vor den ausdrücklichsten Grundsätzen des Christentums. Darin lag doch das charakteristische Neue der christlichen Lehre, daß dem Dualismus und Polytheismus des Heidentums der Begriff von dem einen Gott, dem Schöpfer und Vater, entgegentrat, der alles erschaffen hat, Geist und Materie, der alles liebt und erhält und zu einem Ziele ordnet. „Gott sah, daß alles gut war"; dieser Satz des Moses widerlegte allen Dualismus Platos, allen Pessimismus orientalischer Sekten. Die älteste Väterschrift, die „Zwölfapostellehre" sagt, Gott habe alles erschaffen um seines Namens willen, aber auch, damit die Menschen seine Gaben genießen und ihm danken. [2]) Dankbarkeit gegen Gott, nicht abergläubische Scheu, das ist die

[1]) Indiskretes Anempfehlen, überschwängliches Ehren und Schenken ist für die Orden niemals heilsam; es schlägt notwendig ins Gegenteil um, weil es das, was seinem Wesen nach nur für ernste und ideale Gemüter Anziehungskraft haben soll, auch für irdische und oberflächliche wünschenswert macht, dadurch aber ein allmähliches Sinken des asketischen Zustandes und damit auch der berechtigten Hochschätzung herbeiführt.

[2]) c. 10.

Stimmung des Christen gegenüber der Welt; nicht bloß der milde Clemens von Alexandrien urteilt so,[1]) auch der strenge Tertullian schreibt: „Wir wissen, daß wir dem Schöpfer Dank schulden. Daher verschmähen wir keinen Genuß seiner Gaben, aber wir legen uns Maß auf, daß wir keinen verkehrten Gebrauch von ihnen machen.“[2]) Der Glaube an die Auferstehung des Fleisches ließ keine Irrlehre zu, die den Leib zur bloßen Fessel der Seele, zur Wohnstätte des Bösen herabwürdigte. Der Leib ist die Harfe der Seele, sagt Chrysostomus; der Geist bewegt die Saiten, und wenn er dies auf rechte Weise tut, erklingt die herrliche Melodie der Tugend.[3]) Einer der ältesten Kanones der Kirche verhängt strenge Strafen gegen solche, die sich von Speisen und der Ehe enthalten nicht um der Abtötung willen, sondern aus abergläubischer Verachtung, indem sie vergessen, daß alles sehr gut ist, und daß Gott den Menschen als Mann und Weib erschaffen hat.[4])

Nach dem Beispiele des Herrn, der auf die Lilien des Feldes und die Vögel des Himmels, die Sperlinge auf dem Dache und die Füchse in ihren Höhlen anspielt, zeigen die Väter ihre Freude an der Schöpfung durch sympathische und begeisterte Schilderungen der Natur. Selbst in die heiligste Handlung der Kirche, in den Brennpunkt des mystischen Opfers, welches das Kreuzesopfer erneuert, schlingt sich vielfach ein Lob- und Danklied über die Herrlichkeit der Schöpfung und die aus ihr sprechende Allmacht und Güte. Und wie wäre das verwunderlich, wenn wir bedenken, daß im Opferkultus selbst die Erstlinge der materiellen Schöpfung, Brot und Wein, Gott dargebracht und zur verklärten, himmlischen Opfergabe geweiht werden? Wie ist es überhaupt denkbar, daß eine Religion, die irdische Substanzen, Wasser und Oel, Brot und Wein, zu Sinnbildern, ja zu geheimnisvollen Werkzeugen der Heiligung macht, die ihren Segen hinausträgt in die Häuser und Fruchtgefilde und Arbeitsstätten, des Naturhasses schuldig wäre?

Aber nicht bloß die Tat der Schöpfung, noch mehr ist das Gebot des Schöpfers an die ersten Menschen von Be-

---

[1]) Strom. 6, 12. — [2]) Apol. c. 42.
[3]) Or. de angusta porta. 1 (Migne 51, 41).
[4]) Canon. Apost. 50 (51).

deutung: Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde und macht sie euch untertan und herrschet über die Fische des Meeres und die Vögel des Himmels und über alles, was da lebt auf Erden." Da haben wir die Ehe, die Besitznahme der Erde, das Herrscherrecht des Menschen in einem feierlichen Gotteswort sanktioniert. Was das Evangelium lehrt von der Würde der Jungfräulichkeit, kann dieses Gesetz des Wachstums und der Fortpflanzung nicht aufheben; was es sagt von dem Verdienst der Armut, steht nicht im Widerspruch zu dieser Anweisung, die Erde zu erfüllen und sich untertan zu machen; was es kündet zum Lobe des Dienens, des Gehorchens, darf die königliche Stellung des Menschen auf Erden nicht schmälern. Denn das Wort des Erlösers steht nicht im Widerspruch zu dem des Schöpfers; das Reich des Sohnes ist kein Abfall vom Reich des Vaters, sondern dessen Wiederherstellung und Erneuerung. In jenem Schöpferwort ist auch die großartigste Entwickelung der menschheitlichen Kultur wie im Keime beschlossen. Mit der Ehe und Familie ist die Grundlage der Gesellschaft gegeben; hier treten uns alle Aufgaben, an denen die Menschheit im großen arbeitet, in schlichter, keimhafter Gestalt entgegen, die Sorge für leibliches Wohlsein, das Streben nach Besitz, die körperliche Arbeit, die geistige Unterweisung, die frohe Geselligkeit, das Verhältnis des Herrschens und Dienens: *πᾶς οἶκος μοναρχεῖται.* „Jedes Haus ist eine Monarchie!" Noch mehr: In jener Herrschaft über die Erde, von der Gott spricht, darf man auch eine ausdrückliche Legitimation erblicken für die gewaltigen und glänzenden Anstrengungen, welche die Menschheit als Ganzes gemacht hat und besonders in unseren Tagen macht, um in die Gesetze und Geheimnisse der Natur einzudringen, ihre Kräfte sich dienstbar zu machen. Schon der hl. Augustinus sieht in der Bebauung des Paradieses den Beginn der ganzen Kulturentwickelung; er vergleicht die letztere mit einem gewaltigen Baume, dessen Wachstum von der Schaffenslust des Menschen, aber auch von Gottes liebender Vorsehung geleitet wird.[1])

Wenn Christus kam, um alles zu erneuern, was im Himmel und was auf Erden ist (Eph. 1, 10), wenn seine Lehre ein Sauerteig ist, der alles Leben der

[1]) De Gen. ad litt. l. 8. c. 9.

Menschheit durchdringt, dann liegt auch hierin die Idee einer Entwickelung, die nicht bloß Verneinung, sondern zugleich Erneuerung der Weltarbeit bedeutet. Die höhere Liebe, die sein Wort und Beispiel entzündet, soll die natürlichen Beziehungen nicht entwerten, sondern läutern und verklären, wie die Sonne, wenn sie durch die Wolken bricht, den farbigen Schmuck der Erde nicht erdrückt, sondern in vollem Glanze erstrahlen läßt. Das liegt in jenem Hauptgebote des Herrn, nach dem die Selbst- und Nächstenliebe in der Gottesliebe enthalten ist. Das liegt in der Disposition seines eigenen Lebens, von welchem dreißig Jahre dem irdischen Schaffen, nur drei Jahre der Predigt des Himmelreichs gewidmet sind. Das liegt in der Gründung einer sichtbaren Gemeinschaft zur Fortpflanzung seiner Wahrheit und Gnade. Eine sichtbare Kirche kann der Berührung mit dem Zeitlichen nicht entgehen, kann die natürlichen Mittel der Bildung, Kunst und sozialen Ordnung, auch wenn sie es wollte, nicht von sich weisen. Die glühendste Sehnsucht und lauterste Askese trägt den Missionar nicht über das Weltmeer hinweg, er muß das Fahrgeld zahlen können, um hinüber zu kommen. Der idealste Verächter des Reichtums dankt Gott, wenn er auch nur eine Kapelle oder eine Bewahrschule gründen will, daß es reiche Leute gibt, die in der Lage sind, seinen himmlischen Absichten mit irdischen Mitteln aufzuhelfen. Die lebendigste Frömmigkeit und Geistessalbung genügt nicht, die Wahrheit des Glaubens vor hoch und niedrig zu verkünden, gegen weltliche Weisheit zu verteidigen; es bedarf der natürlichen Bildung der Geisteskräfte, der gediegenen Wissenschaft.

Darum ist die Kirche auch in der Geschichte mit Unbefangenheit und Tatkraft auf die großen Strömungen und Bildungsmächte eingegangen, welche seit Christus die Entwickelung der Menschheit beherrscht haben. Sie ist die einzige lebende Größe, die den Glanz der antiken Kultur geschaut hat; wenn sie den Verfall dieser innerlich morschen Kultur nicht verhindern konnte, so hat sie doch die philosophischen Ideen, die Formen des Wissens, Bildens und Regierens, soweit sie echt und wertvoll waren, mit einer Weitherzigkeit sich angeeignet, daß es oberflächlichen Kritikern scheint, als sei die Kirche selbst ein Produkt der Antike. Sie hat die folgende Periode der Geschichte, das Aufsteigen der germanischen Völker aus urwüchsiger, roher Kraft zur mit-

telalterlichen Gesittung und Völkereinheit in so maßgebender Weise bestimmt, daß sie mit Recht die Schöpferin dieser wenn auch nicht vollkommenen, so doch großartigen und harmonischen Kultur genannt wird. Als auf dem Höhepunkt der Periode der Geist einer widerchristlichen Bildung vom spanischen Islam her Europa zu überfluten drohte, haben die großen Denker des 13. Jahrhunderts, ohne auf die Warnungen zaghafter Geister zu hören, den Kampf aufgenommen, die feindlichen Bildungsmittel sich angeeignet und eine imponierende christliche Wissenschaft geschaffen. Als dann von Osten her die Begeisterung für das griechisch-römische Altertum eine neue Stimmung über das Abendland brachte, die das christliche Ideal in Schatten zu stellen drohte, hat der echte Humanismus es verstanden, christlichen Ernst mit antiker Formenschönheit zu verschmelzen, haben die Heroen der christlicher Kunst den wunderbarsten Einklang von Natur und Glauben in ihren Meisterwerken verewigt.

Die moderne Aufklärung, das jüngste, vor allem auf seine naturwissenschaftlichen und technischen Leistungen stolze Zeitalter der Weltgeschichte, gefällt sich darin, aus dem heutigen Kulturstande der katholischen Nationen, Italien, Spanien usw. Schlüsse prinzipieller Art über die Kulturbedeutung des Katholizismus zu ziehen. Aber dieses Zeitalter ist noch zu jung, als daß es der katholischen Kirche Unfähigkeit in der Erziehung der Völker vorwerfen dürfte. Die Proben, welche die modernsten Pioniere der Kultur bei wilden Völkern für ihre Erziehungskunst abgelegt haben, berechtigen nicht zu solchem Richteramte. Auch der Protestantismus hat das Meisterstück, ein Volk aus dem Heidentum für christliche Lehre und Gesittung zu erobern, bisher nicht fertig gebracht. Er ist eingerückt, wo die katholische Kirche diese gewaltige Arbeit vor ihm getan hatte. Daher ist man wohl so gnädig, der Kirche das Kompliment zu machen, für die ersten Anfänge der Gesittung, für die Arbeit aus dem Rauhen habe sie eine geschickte Hand. Warten wir ab, was der Geist der Neuzeit und des Protestantismus mit den schon erheblich verfeinerten Nationen Ostasiens, die uns in so freundliche Nähe gerückt sind, ausrichten wird. Unseren größten Stolz, die technischen und industriellen Errungenschaften, haben sich die Japanesen mit verblüffender Schnelligkeit angeeignet; in die Geheimnisse der Staatskunst und die Kunst, Gold zu machen, war der

vielgenannte chinesische Diplomat wie kaum ein Zweiter eingeweiht! Ob aber damit der falsche und finstere Geist, die Menschenverachtung, der Mangel an religiösem Idealismus, mit einem Wort das Heidentum jener Völker überwunden wird, ist eine andere Frage.

Es gibt kaum eine schwierigere Aufgabe, als die Gründe festzustellen, welche das Aufblühen und Verwelken nationaler Größe bestimmen. Schwer ist es schon, den augenblicklichen Geist einer Nation nicht in zufälligen Aeußerlichkeiten, sondern in seiner wahren Natur und sittlichen Tüchtigkeit zu würdigen. Man hat lange auf England als das Muster eines protestantischen Volkes hingewiesen; aber wie hat sich unser Urteil über den englischen Volkscharakter in den letzten Jahren verändert, nicht zu seinen Gunsten! Noch häufiger beruft man sich auf Deutschland, seine geistige und nationale Größe; aber mit welchem Rechte nennt man Deutschland einen protestantischen Staat, Deutschland, dessen gepriesenste Ströme, Rhein und Donau, die ältesten Adern seiner Kultur, noch heute durch katholisches Gebiet fließen, dessen Volkskraft und gesunde Sitten in kernigen katholischen Stämmen am festesten wurzelt! Der Beitrag, den die katholischen Landesteile zum geistigen Gesamtleben Deutschlands leisten, wird von den Fanatikern der protestantischen Superiorität gar zu gern übersehen. Noch mehr fällt das Erbe der Vergangenheit in die Wagschale; wir stehen mit unserer Kultur auf den Schultern des Mittelalters, wir zehren in vielen Stücken von der Hinterlassenschaft katholischer Ahnen. Der Blick auf die Vergangenheit sagt uns auch, daß die romanischen Völker früher die Bahn des Kulturschaffens betreten und Lorbeeren auf derselben errungen haben als die Völker deutschen Stammes. Der bloße Name Italien ruft die Vorstellung einer Ueberfülle glänzender Talente und Leistungen in der Erinnerung wach; es war fast selbstverständlich, daß nach einer solchen Hochblüte eine Periode der Ermüdung und Erschlaffung eintrat. Die Größe Italiens im fünfzehnten Jahrhundert, die Blüte Spaniens im sechzehnten, die Hegemonie Frankreichs im siebzehnten sind ein unwiderleglicher Beweis, daß der Katholizismus einer glänzenden Kulturentfaltung nicht im Wege steht. Und wer weiß, wie lange das Uebergewicht der germanischen Völker, so weit es wirklich besteht, sich behaupten wird? Schließlich zeigt auch — von allen geschichtlichen Reflexionen abgesehen

— das einfachste Nachdenken, daß äußerer Wohlstand, erfolgreicher Wettbewerb in Handel und Gewerbe mehr von politischen Verschiebungen, geographischen Entdeckungen, Verkehrsbedingungen, wirtschaftlichen Bodenschätzen als vom religiösen Bekenntnisse abhängen.

In den Kulturenthusiasmus der heutigen ungläubigen Welt, die nach dem Worte des Franzosen Hanotaux nach oben nur schaut, um Luftballons steigen und fliegen zu sehen, können und wollen wir nicht einstimmen. Wir werden auch niemals auf dem Felde pantheistischer Spekulation „glänzende" Namen wie Hegel, Schelling, Schopenhauer die Unserigen nennen, noch mit Nietzsche an der „Umwertung der Werte" uns beteiligen. Wir werden nie unseren Ehrgeiz suchen in der schrankenlosen Ausbildung einer naturalistischen Kunst, im Wettlauf um schwindelerregenden Reichtum, in blutiger Macht- und brutaler Interessenpolitik. Wir verzichten überhaupt in keinem Punkte auf unser religiöses Ideal, auf die jenseitige Orientierung unseres persönlichen und kirchlichen Lebens.

Aber dennoch wollen wir den Posten, den uns Gott im Kampfe und in der Arbeit der Zeit angewiesen hat, zu seiner Ehre und zum Wohle der Menschheit ausfüllen. „Wandelt in Weisheit gegen die, welche draußen sind, indem ihr die Zeit erkauft." (Kol. 4, 5.) „Denn alles ist euer, sei es Paulus oder Apollo oder Kephas oder Welt oder Leben oder Tod oder Gegenwart oder Zukunft." (I. Kor. 3, 22.) Religion und Welt, Leben und Ewigkeit, Gegenwart und Zukunft sind so innig verschlungen, daß wir auch im weltlichen Schaffen ein Feld religiösen Verdienstes erkennen, in der Förderung und Verschönerung des zeitlichen Lebens einen Ewigkeitsgehalt empfinden, in jedem schlichten Tagewerke der Verantwortung für das Ganze, für die Zukunft uns bewußt werden. Je mehr wir vom Uebernatürlichen empfangen haben, um so mehr legt uns die Ehre Gottes, der Ruhm seines Reiches, die Liebe zur Menschheit, die Not der Zeit die Verpflichtung auf, unser Talent nicht zu vergraben, sondern zur Veredelung des Natürlichen nutzbar zu machen. Dazu bedarf es aber außer dem Glauben und der Frömmigkeit auch der Vertrautheit mit den Zielen und Aufgaben der heutigen Kultur, der Ausrüstung mit ihren geistigen und materiellen Kampfmitteln. Der Gedanke an die Nichtigkeit der Welt kann dem Christen die Versuchung

nahelegen, auf Anspannung der natürlichen Kraft zu verzichten, sich über Enttäuschungen, die seine Nachlässigkeit verschuldet, mit himmlischen Trostgründen oder Anklagen wider die böse Welt hinwegzuhelfen. Allein so soll es nicht sein; die echte Frömmigkeit wird stets den Wahlspruch Ora et labora festhalten. Tatsächlich merken wir es an uns selbst: Das Zurückbleiben hinter den Aufgaben des Diesseits stammt meist nicht aus überschwänglicher Begeisterung für das Jenseits, sondern aus der Lauheit und Lässigkeit unserer Natur. Je ernster und inniger wir in Gott leben, desto mehr werden wir auch für unseren Beruf leben. Auch wenn wir es versuchen, unserer Bequemlichkeit ein frommes Mäntelchen umzuhängen, wissen wir im stillen, daß das Christentum nicht Ruhe und Genuß bedeutet, sondern Selbstüberwindung, Kampf, Tätigkeit, Hingabe an Gott und den Nächsten.

Die Aufgabe, die der Christ in der heutigen Welt zu lösen hat, ist eine hohe und schwierige, weil sie Stimmungen und Fähigkeiten voraussetzt, deren Verbindung auf den ersten Blick unmöglich scheint. „So nach Gott und dem Himmel verlangen, daß uns alles Irdische als Staub und Asche erscheint, und doch so treu und emsig im Irdischen sein wie das klügste Weltkind; so felsenfest auf Gottes Hülfe im Gebete vertrauen, als hinge alles von seiner Allmacht ab, und zugleich so standhaft ringen und arbeiten, als sei aller Erfolg unser Werk; so aufrichtig alle Selbstsucht bekämpfen, daß wir bereit sind, dem Gegner die andere Wange darzubieten, und doch auch, wenn es heißt, sein Recht zu wahren, mit dem Heiland sagen: „Warum schlägst du mich" oder mit Paulus: „Caesarem appello": diese wunderbare Mischung von Hoheit und Demut, von Gottvertrauen und selbsttätiger Energie, von Jenseitsstimmung und irdischer Betriebsamkeit ist in der Tat schwerer als frommes Seufzen und Jammern über die Schlechtigkeit der Welt, und viel, viel schwerer als gieriges Haschen nach Gewinn, als zügelloses Genießen und rücksichtsloses Uebermenschentum!"[1])

Dafür ist aber eine solche Kultur, die des Salzes christlicher Jenseitsstimmung nicht entbehrt, allein imstande, neben den äußeren Bedürfnissen des Menschen die tiefsten Anlagen und Wünsche des Herzens zu befriedigen. Es ist nicht ein bloßes Spiel des Zufalles, nicht eine Ironie der Geschichte,

[1]) Rede auf der Katholikenversammlung in Krefeld (Bericht S. 146).

daß gerade die religiösen Orden für echte Kultur so Großes geleistet haben. Der jugendliche Benedikt, der aus der Weltstadt in die rauheste Einöde flüchtete, hat es nicht geahnt, wie mächtig seine Stiftung in die Gestaltung des Abendlandes eingreifen würde; er hat nicht die Tausende von Kulturstätten, die die schönsten Bergeshöhen Europas krönen, im Geiste geschaut, nicht die Fülle von Arbeit und Segen vorhergesehen, die von Reichenau, Fulda, St. Gallen und Corvey ausgegangen ist, nicht geahnt, wie viele weltbeherrschende Päpste aus seinen Klöstern hervorgehen, wie viele Könige und Fürsten als erlauchte Gäste in ihnen einkehren würden, vom Gotenkönig Totila bis auf Wilhelm II. von Preußen. Solche geschichtliche Entwickelungen sind dennoch keine bloße Paradoxie. Sie sind innerlich begründet in dem Begriff des christlichen Gottes, der bei seiner Erhabenheit über die Welt auch der Schöpfer und Vater alles Schönen und Wahren in der Welt ist. Solche Erfolge sind nicht Zweck und Wertmesser, aber Lohn und Segensfrucht christlicher Vollkommenheit, einer Vollkommenheit, die, durch das Feuer der Askese geläutert, ohne Gefahr auch auf die Welt zurückwirken kann. Sie sind die Erfüllung des Wortes des Herrn: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch alles übrige zugegeben werden!"

V. A.! Die alte und schöne Stadt, in der wir leben, trägt ihren Namen von Sankt Ludgers „Monasterium", von einer Stätte des Gebetes und der religiösen Zurückgezogenheit. Das kirchliche Amt des Bischofes war es, das die Geschichte und Größe der Stadt bestimmte. Aber neben dem kirchlichen Leben, das sich auf dem Grunde jener Stiftung in der Bischofsstadt entwickelte, blühte bald auch ein reges wissenschaftliches und wirtschaftliches Streben. Im Schatten des Domes ersteht die alte Unterrichtsstätte Münsters; in dem herrlichen Rathause spiegelt sich der selbstbewußte Bürgersinn der Geschlechter, die Hallen des Marktes zeigen uns den Gewerbfleiß und Handelsverkehr der alten Zeit, der vielfache Schmuck der Architektur und Bildnerei ihre Begeisterung für die schönen Künste. Auch in späteren Jahrhunderten, in Perioden, die nicht überall in Deutschland Zeiten rüstigen Schaffens waren, offenbarte sich hier in trefflichen Reformen für das Schulwesen, in der Gründung einer Universität, in dem Zusammenleben geist-

voller Persönlichkeiten ein hohes Interesse und ein vorausschauender Blick für Kulturbedürfnisse. Nachdem der Beginn und die Mitte des letzten Jahrhunderts Münster in der Friedlichkeit beschaulichen Stilllebens gesehen hatten, drängt sich in den letzten Jahrzehnten ein lebendiger, aktiver Zug in den Vordergrund. Stolze Gebäude wachsen aus der Erde, befrachtete Schiffe legen im Hafen an; die als „finster" und langsam verschrieene Stadt wird vom elektrischen Funken plötzlich in das grelle Tageslicht und die hastige Eile modernsten Lebens geweckt; die Straßen ebnen und glätten sich, bald fließt die Aa spiegelhell, von Fischlein belebt, durch die städtische Gemarkung. Neben der zur vollen Hochschule sich dehnenden Pflanzstätte des Wissens ersteht, wenn uns Cäcilia, die Patronin des heutigen Tages, hold ist, die herrliche Tonhalle. . . . Wahrlich, das hat ein Ludgerus vor 1100 Jahren nicht vorausgesehen! Aber auch sein eigenstes Werk ist nicht vernachlässigt; der Geist der Frömmigkeit, der Gottes- und Menschenliebe hat seine Kraft über die Herzen nicht verloren, er verkörpert sich in Schöpfungen, die auch dem neuen Stadtbilde Münsters eine höhere Weihe verleihen. Stolzer und höher steigt sein berühmtester Turm gen Himmel, und ein Kranz neuer Gotteshäuser legt sich um den Gürtel der Stadt; neben den Zufluchtsstätten stillen Andachtslebens mehren sich die Werke der Charitas und der sozialen Fürsorge und suchen mit dem Aufschwung des Erwerbslebens gleichen Schritt zu halten. Möge dieser friedliche Wetteifer von Weltflucht und Weltarbeit, dieses frische Blühen und Treiben auf den verschiedensten Gebieten der Kultur auch für die Zukunft unserer Stadt eine glückliche Vorbedeutung sein!



Anhang.

Eine Stimme aus der Ethischen Kultur für das Ordensleben.

Seit zwei Jahren hat in der Zeitschrift: Ethische Kultur, die bekanntlich in scharfem Gegensatz zur katholischen Moral steht, der sonst auf dem Boden jener Bewegung stehende Dr. F. W. Förster (Zürich) wiederholt das Wort zur Verurteilung der französischen Gesetze wider die Kongregationen ergriffen und seinen Standpunkt anderen Mitarbeitern und der Redaktion gegenüber ebenso geschickt wie tapfer verteidigt. Da die interessanten Ausführungen nicht diejenige Verbreitung gefunden haben, die sie wegen der tiefen und geistvollen Behandlung des Themas und der Aktualität des Gegenstandes verdienen, lasse ich einige derselben hier folgen.

Schon im ersten Artikel (1901, Nr. 12) wendet sich Förster gegen den Vorwurf der bedenklichen Machtentfaltung der Orden. Der ganze Orden sei ja nur „eine Veranstaltung, durch freiwilligen Gehorsam innerlich freier zu werden, sich vom eigenen Selbst zu lösen, die Starrheit des Eigenwillens zu brechen“. Daher sei es klar, daß gesunde Orden „am tiefsten dazu mitgeholfen haben, den menschlichen Willen sozial zu machen, d. h. ihn zur Gemeinschaft und Nachgiebigkeit zu erziehen — was von um so größerer Bedeutung ist, wenn man bedenkt, wieviel hochgeborene Menschen solchen Orden angehörten und noch angehören. Es ist doch besonders unter den Aerzten nur eine Stimme über die unvergleichliche Pflegeleistung der katholischen Ordensschwestern. Jeder Psychologe aber weiß, daß diese Leistung gerade beruht auf der inneren Verfassung, in welche die Ordensgelübde diese Frauen versetzen. Ehe unsere »entwickelte Ethik« nicht solche Hingebungen hervorgebracht hat, wollen wir mit der ethischen Verurteilung solcher Institutionen doch zurückhalten.“

„Hat nicht sogar Spinoza, ein Feind der Kirche, selber in Armut und Ehelosigkeit gelebt, um alle inneren Kräfte der Erkenntnis der Wahrheit zuwenden zu können, und sieht man nicht, daß diese Verinnerlichung und Beschaulichkeit, diese innige und ausschließliche Hinwendung zu den Schätzen,

die nicht die Motten und der Rost fressen, der menschlichen Kultur, d. h. der wachsenden Herrschaft des Geistes über den Stoff, mindestens ebensoviel Energie zugeführt hat, wie die bürgerliche Aktivität und das Aufgehen des Menschen in den Tugenden des Familienlebens? Und sieht man nicht, daß die Demut, die das Gelübde des freiwilligen Gehorsams auf sich genommen hat und ihm nachlebt, daß diese Demut und Entsagung ein soziales Ferment allerersten Ranges gewesen ist und noch ist? Die sich heute freuen über das gewaltige Bild der modernen Zivilisation und ihrer Arbeitsleistung, die sollen nur nicht vergessen, daß diese Arbeitsleistung gerade das letzte Ergebnis ist der Vergeistigung und Verinnerlichung, die das Christentum in die Welt gebracht hat. Die gleiche Sorge um das Heil der einzelnen Seele, welche die Orden hervorgebracht hat, diese ist auch psychologisch die Lebensquelle der »Menschenrechte« und der »Persönlichkeit«; — gerade die Inbrunst und Intensität, mit der ganze Gruppen von Individuen aus Familie und Gesellschaft heraustraten, um einmal ganz zu sich selbst zu kommen — die hat überhaupt erst die Menschen eindrucksvoll daran gewöhnt, daß es ein Recht des Menschen auf sich selbst gibt, ein Heiligtum des inneren Lebens und Suchens, in das die Gesellschaft und der Staat nicht hineinzutappen hat.

„Man mag die wirklichen Mißbräuche solcher Orden so streng verurteilen, wie man will, — wenn es aber Tatsache werden sollte, daß die Waldeck-Rousseauschen Argumente gegen jene drei Gelübde wirklich einmal zur Auflösung der Kongregationen führen, dann müßten alle Menschen mit tieferen inneren Bedürfnissen wünschen, lieber im Mittelalter geboren zu sein; denn damals war ja allerdings vieles verboten, was heute erlaubt ist, aber jeder Mensch hatte doch die vollste Freiheit und Gelegenheit, dem Heil seiner Seele zu dienen und sich diejenige Ruhe und Stille des inneren Lebens zu sichern, in der von jeher alle die Weisheit, die Entsagungskraft, die Demut und Geduld geboren wurde, von der dann die übrige Menschheit in ihren täglichen Kämpfen und Mühsalen gezehrt und gelebt hat.“ (S. 89, 90.)

In Nr. 16 u. 17 verteidigt Förster seine Ansicht über „Weltflucht und Ethik“ in eingehender Weise. Auf das von anderer Seite ihm entgegengehaltene Zitat: „Wenn es ruhig geworden in uns, legt sich der Sturm selbst im Weltall“, antwortet er: „Gewiß, wenn es still geworden — aber

eben um sich diese unzerstörbare innere Stille zu sichern, dazu bedürfen viele stürmische Naturen eine Genossenschaft und einen Symbolismus in der äußeren Entschließung. Dann erst legt sich für sie der Sturm im Weltall, d. h. sie können ruhig ihre caritative und erzieherische Arbeit mitten in der Welt tun, wie das ja den meisten Orden obliegt, insbesondere den Frauenorden." (S. 122.)

Auf die Frage, ob nicht derjenige Charakter weit verehrungswürdiger sei, der im Weltleben sich rein erhält, erwidert Förster: „Es gibt zweifellos höchst verehrungswürdige und reife Männer und Frauen, die inmitten des Erwerbslebens, des Familienlebens und der weltlichen Aktion stehen und gegenüber großen Versuchungen und Konflikten ein vorbildliches Leben führen. Aber neben den Lasten und Pflichten genießen sie doch auch alle die weltlichen Befriedigungen und Süßigkeiten, die das weltliche Leben neben allen Sorgen und Enttäuschungen seinen Arbeitern bereit hält. Darüber wollen wir uns doch nicht täuschen. Man trete an solche Menschen mit dem Schleier oder dem Mönchsgelübde heran und sie werden erschauern. Der volle und dauernde Verzicht auf das, was den meisten Menschen allein das Dasein begehrenswert macht — der hat nur für sehr wenige Menschen Anziehungskraft, und eben darum verliert der Typus des »Heiligen« niemals seinen ehrwürdigen Schimmer im Volke, sondern wird zu allen Zeiten neu erzeugt und neu verehrt." (S. 123.)

Das Bedenken, die wahre Stärke werde im Kampfe bewährt, beleuchtet er durch die Worte: „Die tiefste Auseinandersetzung mit der Weltlichkeit vollzieht sich nur im innersten Herzen — aber sie haben die Welt verlassen, gerade um diesen Kampf in ganzer Größe und Konzentration aufzunehmen, was inmitten der Freuden, Zerstreuungen und Genüsse des weltlichen Lebens niemals im vollsten Maße möglich ist. Zur Ruhe kommen sie nur deshalb früher als die anderen, weil sie in der Stille den Blick tiefer und inniger erheben können zu den höchsten Werten des Lebens und die stetige Berührung haben mit der geistigen Gnade, die aus dem Umgang mit hohen Vorbildern und erhabenen Lebensgedanken strömt." (S. 123.)

In der Schilderung der sozialen Notwendigkeit des Ordenslebens betont Förster, daß dasselbe nicht als allgemeines Lebensideal zu denken ist. „Es gibt eine Arbeitsteilung auch auf sittlichem Gebiete, und die Orden, weit entfernt, die

ganze Welt sittlicher Arbeit zu erschöpfen, vollführen eben eine eigenartige und nie zu entbehrende Funktion der ethischen Inspiration und Hülfe." (S. 131.)

Im Jahrgang 1902 hatte Förster Gelegenheit, die Angriffe zweier Franzosen, Moulet und Buisson, abzuwehren. Schneidig zeigt er, wie die rohe Verstaatlichung des Schulwesens allen Grundsätzen der Freiheit widerspricht und wie die ethische Erziehung auf moderner Grundlage gegenüber der kirchlichen Moralpädagogik noch in der Periode des ersten Tastens und Versuchens ist. Jedenfalls seien die französischen Mönche und Nonnen viel vertrauenswürdigere Erzieher als die französischen Radikalen.

„Ich finde einfach keine Worte, um auszusprechen, wie ungeheuerlich mir dieses radikale Fertigsein mit der kirchlichen Pädagogik erscheint und wie ungeheuerlich besonders dieses Selbstvertrauen, mit dem man plötzlich ein zwanzig Jahre altes Erziehungssystem überall an die Stelle eines Jahrhunderte alten und in weiten Volkskreisen tief eingewurzelten setzen will. . . . Mir scheint gerade dem modernen Leben gegenüber mit seiner tausendfachen Begehrlichkeit und Zügellosigkeit das Gegengewicht nach der anderen Seite gar nicht stark genug gegeben werden zu können. Wäre ich in Frankreich, ich würde meine Kinder ebenfalls den Kongreganisten geben statt der Staatsschule, denn so lange die Hauptvertreter des heutigen französischen Moralunterrichtes mit derartigen Argumenten gegen die Ordenspädagogik vorgehen . . ., so lange könnte ich zu der psychologischen Basis ihrer Pädagogik kein Vertrauen haben." (S. 362.)

Diese mannhafte Sprache und einsichtsvolle Beurteilung macht dem an solcher Stelle nicht erwarteten Anwalt der Orden ebensoviel Ehre wie diesen selbst.



Das alte Christentum und die kirchliche Hierarchie.[1])

„Quamvis in populo Dei multi sacerdotes sint multique pastores, omnes tamen proprie regit Petrus, quos principaliter regit et Christus."

Leo M. sermo 4, 2.

Wenn mit der Wende des Jahrhunderts sich wie von selbst die Blicke auf den Ursprung der christlichen Aera, auf die Eins, von der wir unsere Jahre und Jahrhunderte zu zählen beginnen, zurücklenken, so liegt in diesem Rückblicke für jeden, der christlich oder auch nur geschichtlich denkt, nicht bloß jenes Interesse, das wir einer ehrwürdigen, aber fremden Vergangenheit erweisen, sondern das Bewußtsein, daß jene Eins, von der unsere Zählung ausgeht, noch immer an der Spitze aller Zahlen und Werte steht, sie in ihre wahre Stellung und Bedeutung rückt; es liegt darin das Bewußtsein, daß die ganze Entwickelung der Menschheit seit Christus einen Teil unseres eigenen Lebens bildet, die Grundlage des Besten und Höchsten, von dem unser Dasein zehrt. Es ist das doppelt der Fall für den Katholiken, dem die Jahrhundertwende zugleich ein hohes kirchliches Familienfest ist, ein Fest, das Tausende aus aller Welt in jener ewigen Stadt zusammenführt, die wie keine andere die Einheit des Christentums und seinen Sieg über die Jahrhunderte versinnbildet. Auch wer sonst nichts weiß von dem Zauber des Altertums, von der Poesie der Geschichte, fühlt sich von den Schauern einer großen Vergangenheit und zugleich von dem Wehen jugendlich-unvergänglichen Lebens berührt, wenn er durch die geweihten Gänge der Katakomben wandelt oder über dem Grabe des galiläischen Fischers die Worte liest: Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam et portae inferi non praevalebunt adversus eam.

[1]) Vortrag in M.Gladbach Februar 1900.

Das Interesse für die Zeit der Entstehung des Christentums und die Jugendperiode der Kirche ist nicht geringer, wenn auch weniger pietätvoll bei den Vertretern unserer kritischen Dogmen- und Kulturgeschichte. Ich denke, wenn ich nicht bloß von Dogmen-, sondern auch von Kulturhistorikern rede, nicht an jene Sorte von Gelehrten, die, weil sie es in einem bestimmten profanen Gebiete zu einiger Sachkunde gebracht haben, nun den Beruf in sich fühlen, ohne gründliche Studien und ohne Kenntnis der einfachsten theologischen Tatsachen über den Ursprung des Christentums, die Echtheit der Evangelien, die Entstehung der Kirche ihre seltsamen Offenbarungen der Welt zu verkündigen. Professor Häckel, der unentwegte Vertreter des Materialismus, hat seine monistische Weltanschauung dadurch geglaubt vervollständigen zu müssen, daß er in einem für die große Menge berechneten Buche „Die Welträtsel" die abenteuerlichsten talmudistischen Verleumdungen und Märchen über die Entstehung des Christentums zusammenträgt. Ob dabei sein „Glaube" stärker oder seine frivole Leichtfertigkeit größer ist, wird schwer zu entscheiden sein; jedenfalls gehört das „trübselige Machwerk" (Harnack) auf die Stufe jener wissenschaftlich nicht ernst zu nehmenden Pamphlete, wie sie leider auch von sozialistischer Seite vielfach ins Volk getragen werden.

In ernsten wissenschaftlichen Kreisen ist die Stimmung und das Urteil anders. Die Erhabenheit und Größe des Problems, die Schwierigkeit, es rein natürlich zu lösen, wagt kaum jemand in Frage zu stellen. Die Aufstellungen jener kühnen, umstürzenden Kritik, wie sie vor einem halben Jahrhundert in der Tübinger Schule gepflegt wurde, werden mehr und mehr verlassen, die historische Ueberlieferung der katholischen Kirche kommt hier wie dort zu Ehren.

Nachdem man längere Zeit die Entstehung sämtlicher Evangelien in das zweite Jahrhundert oder an das Ende des ersten hinabgerückt hatte, nachdem man die gleiche Methode auf die wichtigsten Schriften der apostolischen Väter angewandt hatte, sprechen die hervorragendsten Kritiker es heute offen aus, daß eine Rückkehr zu den traditionellen Angaben geboten sei, daß die Zeitbestimmung, wie sie die katholische Ueberlieferung von altersher bevorzuge, in allen wesentlichen Punkten zutreffe.[1] Auch der

[1] Harnack, Die Chronologie der altchristlichen Literatur I, S. VIII ff.

Inhalt dieser Schriften erhielt durch neu entdeckte Zeugen des christlichen Altertums eine wertvolle Bestätigung; so wurde z. B. das Bild, das wir uns auf Grund der bisherigen Quellen von dem kirchlichen Leben zu Ende der apostolischen Zeit machten, durch die im Jahre 1883 aufgefundene „Zwölfapostellehre" im ganzen bestätigt, im einzelnen schärfer ausgeführt.

Ist nun durch solche Zugeständnisse und Ergebnisse etwa ein friedlicher Boden geschaffen, auf dem katholische und moderne Forscher sich die Hand reichen? Ist eine einheitliche Antwort erzielt auf die weltbewegende Frage: Was dünkt euch von Christus? Leider ist das in den grundlegenden Punkten keineswegs der Fall. Dafür ist zunächst die Abneigung des modernen Geistes gegen alles Uebernatürliche auf dem doktrinellen wie auf dem Tatsachengebiete, gegen jeden Eingriff Gottes in die Welt der Ideen und der Ereignisse zu stark. Man erklärt für glaubwürdig, was sich bei Christus auf natürliche, gottbegnadete Menschlichkeit zurückführen läßt. Die wunderbaren Taten des Herrn und der Apostel läßt man entweder, weil sie für uns „keine Bedeutung mehr haben", vornehm auf sich beruhen, oder man macht zu ihrer Unschädlichmachung verschämte Anleihen bei der alten rationalistischen Schule, die alles natürlich zu erklären verstand; oder endlich man erklärt mit Hülfe „innerer" Kritik die unbequemen Angaben für spätere Einschiebsel, für Produkte bewußter Allegorie oder unbewußter Mythenbildung. Harnack selbst bemüht sich, den ungünstigen Eindruck, den seine Rückkehr zur alten Datierung der Evangelien auf die „voraussetzungslosen" Denker machen könnte, durch die tröstliche Bemerkung abzuschwächen, der Prozeß der Evangelienbildung (bezw. -umbildung), für den man bisher 60—70 Jahre nötig gehabt habe, könne ja bei etwas größerer Geschwindigkeit auch in 30—40 Jahren fertig gewesen sein.

Dieses Widerstreben gegen das Uebernatürliche wird mächtig unterstützt durch den seit Darwin so bedeutend gewordenen Gedanken der Entwickelung. Auch in der Geschichte der Religion soll alles im Flusse sein oder wenigstens alles Neue durch eine Kombination und Entfaltung vorliegender geschichtlicher Bedingungen sich erklären. Man wird auf diesem Standpunkte „tolerant" gegen die verschiedensten Formen des Religiösen; man gesteht auch den

katholischen Einrichtungen, die man früher fanatisch bekämpfte, eine „historische Berechtigung“ zu; aber man will um keinen Preis ein Absolutes, Ewig-Gültiges in den Dogmen und der Verfassung der Kirche anerkennen. Harnack hat einmal die Aeußerung getan, er würde sich möglicherweise sogar mit dem Papsttum befreunden, wenn es sich nur nicht über die Geschichte, ins Absolute hineingestellt hätte. Man hat eben die Grundanschauung verloren, daß mit Christus das Absolute selbst in die Geschichte eingetreten ist. Die Kirche — so sagt die katholische Auffassung — ist im tiefsten Wesen nichts anderes als der fortlebende Christus. Sie hat zugleich eine göttliche und eine menschliche Seite, sie ist in ihrem innersten Kern ewig, in ihrer Wirksamkeit aber der Geschichte unterworfen. Auf den Entwickelungsgedanken bezogen, lautet unsere Auffassung: Die Kirche, ihre Lehre und ihre Verfassung entfaltet sich so, wie ein und derselbe Organismus vom Keim bis zur vollen Ausgestaltung sich entwickelt. Damit haben wir die Möglichkeit, die große Verschiedenheit der späteren und früheren Zeit unbefangen anzuerkennen, ohne eine Aenderung des Wesens zuzugeben. Dagegen leugnen wir eine Entwickelung der Kirche, die schrankenlosen Wechsel der Formen ohne einheitlichen, festen Wesenskern bedeutet, eine Entwickelung, wie sie der Darwinismus in der organischen Natur finden will.

Die Verfassung der Kirche, mit der wir uns heute allein befassen wollen, hat ihre Angelpunkte in dem Amte der Bischöfe und dem Amte des Papstes; beide führt die katholische Tradition auf die den Aposteln von Christus selbst übertragene Hirtengewalt zurück.

Wie ist der Episkopat, wie ist der Primat in der Kirche entstanden?

Diese beiden Fragen stellt sich auch die moderne Wissenschaft.

Die Urgemeinde, so lautet etwa die Schilderung moderner Gelehrter, kannte keine hierarchischen Aemter; alle Christen besaßen volle religiöse Selbständigkeit. Man glaubte aber an ein direktes Eingreifen des Heiligen Geistes; hervorragende Geistesgaben, vor allem die Gabe der Prophetie und der begeisterten Rede, waren die einzigen Vorzüge, aus denen sich ein Vorrang des einen vor dem anderen, besonders eine Autorität zu lehren ergab. Nur zu äußeren Zwecken, um die Ordnung in der Gemeinde und beim Gottesdienste aufrechtzuhalten, trat bald ein Kollegium soge-

nannter Aeltesten (Presbyter) an die Spitze der Gemeinde; vielleicht sind es dieselben Personen, die man anderswo — in heidenchristlichen Gemeinden — ἐπίσκοποι, Bischöfe nannte, vielleicht auch bildeten sie die weitere Körperschaft, aus der die Bischöfe gewählt wurden. Auch den Bischöfen soll anfangs weder eine Regierungs- und Lehrgewalt, noch auch ein besonderes Priestertum geeignet haben. Erst als der Reichtum an Geistesgaben erlosch, die enthusiastische Stimmung der ersten Zeit verrauchte, sei der Dienst am Worte von den „Propheten" auf die Bischöfe übergegangen. Dazu habe man aus dem Alten Testament die Idee des besonderen Priestertums entlehnt und gleichfalls auf die Bischöfe übertragen. Ihren wesentlichen Abschluß soll die Entwickelung erreicht haben, als man im zweiten Jahrhundert, um die gnostischen Irrlehrer zu widerlegen, die Theorie festlegte, die Bischöfe seien vollberechtigte Nachfolger der zwölf Apostel.

Diese Konstruktion leidet nicht bloß an erheblichen Lücken und Schwierigkeiten, wie ihre Vertreter selbst gestehen, sie läßt sich überhaupt mit einer vorurteilsfreien Würdigung der geschichtlichen Tatsachen nicht vereinbaren.

Schon zu Lebzeiten der Apostel, im Neuen Testament, finden wir neben ihnen Bischöfe, Presbyter, Diakonen genannt. Die Kirche ist nach dem hl. Paulus keineswegs ein Konglomerat gleichberechtigter religiöser Individuen, sondern ein Leib mit verschiedenen Gliedern, ein sozialer Organismus mit Unter- und Ueberordnung; unter den hervorragenden Gliedern nennt er außer den Aposteln und Propheten die „Lehrer" und „Hirten", die „Vorsteher", die „Bischöfe und Diakonen".[1]) Nach dem Hebräerbriefe haben dieselben das Wort Gottes zu verkündigen; nach der Apostelgeschichte und dem Petrusbriefe sind sie Organe des Heiligen Geistes und Vertreter des göttlichen Hirten, die Kirche Gottes zu regieren;[2]) in den Briefen an Timotheus und Titus erscheinen sie deutlich mit beiden Vollmachten ausgerüstet.[3]) Die Versuche der Kritik, die Apostelgeschichte dem hl. Lukas, sowie die Pastoralbriefe dem hl. Paulus abzusprechen, basieren nicht zum wenigsten auf dieser allzu deut-

[1]) I. Thess. 5, 12; Röm. 12, 8; Hebr. 13. 7. 17; Phil. 1, 1.
[2]) App. 20, 28 (vgl. 14, 23; 15, 22); I. Petr. 5, 1.
[3]) I. Tim. 3, 1 ff. 4, 11 ff. 5, 17. II. Tim. 2. 2; 4, 2.

lichen Bezeugung der kirchlichen Aemter. Auch die schon genannte Zwölfapostellehre erwähnt die Bischöfe da, wo sie von der Feier des heiligen Opfers redet.[1]) Klemens von Rom, ein Schüler des hl. Paulus, sagt wörtlich: „Christus ist von Gott gesandt, die Apostel von Christus, und beides ist nach Gottes weiser Anordnung geschehen ... Die Apostel nun haben, indem sie in Stadt und Land predigten, die Erstlinge der Gläubigen, die sie durch den Geist erprobten, zu Bischöfen und Diakonen über dieselben eingesetzt."[2]) Sie haben, da sie voraussahen, es werde über den Namen der Bischöfe Zwistigkeit entstehen, nicht bloß die ersten Bischöfe eingesetzt, sondern auch „die Regel für die künftige Nachfolge bestimmt, daß nach dem Tode jener ihr öffentliches Amt andere bewährte Männer erhielten."[3]) Vom hl. Ignatius von Antiochien, dem zweiten Nachfolger des Petrus in dieser Stadt, haben wir sieben Briefe, die in den mannigfachsten Wendungen den treuen Anschluß an den Bischof als Stellvertreter Gottes und die Verbindung mit dem Altare als Kennzeichen echter christlicher Gesinnung einschärfen. Auch diesen wichtigen und liebenswürdigen Zeugen der apostolischen Zeit hat man wegen der katholischen Haltung seiner Sendschreiben vom Anfange auf die Mitte des zweiten Jahrhunderts hinabzurücken versucht; heute wird auch dieser Versuch von seinen Vertretern selbst als Mißgriff anerkannt. Der hl. Polykarp, ein Schüler des Apostels Johannes, wurde, wie wir durch seinen eigenen Schüler Irenäus wissen, von den Aposteln zum Bischofe (von Smyrna) eingesetzt.[4]) Ein anderer Schüler des hl. Johannes, Papias, war Bischof von Hierapolis. Ein Kirchenschriftsteller um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, Hegesipp, berichtet, daß nach der Zerstörung Jerusalems die damals noch lebenden Apostel Philippus, Andreas und Johannes den Simeon als Nachfolger des Jakobus zum Bischof von Jerusalem eingesetzt hätten. Derselbe erzählt, er habe auf seiner Reise nach Rom in allen Kirchen die bischöfliche Würde und Sukzession als Trägerin des Glaubens gefunden.[5]) Um 180 nennt Dionysius von Korinth in einem Briefe eine ganze Reihe athenischer Bischöfe; um dieselbe Zeit bemerkt der Kleinasiate Polykrates, aus seiner Familie seien schon

[1]) c. 15. — [2]) Clem. ad. Cor. I, 42. — [3]) c. 44. — [4]) Adv. haer. III, 3, 4. — [5]) Euseb. Hist. eccl. (ed. Laemmer) III, 11; IV, 30.

sieben Bischöfe von Ephesus hervorgegangen.[1]) Einen eindrucksvollen Abschluß bildet für das zweite Jahrhundert der hl. Irenäus, der als hochgebildeter Mann das rechte Urteil, als berühmtester Bekämpfer der damaligen Irrlehren die dringendste Veranlassung hatte, ohne Uebertreibung die Wahrheit zu sagen, der zudem als geborener Kleinasiate und späterer Bischof in Gallien die Kirche des Orients und Okzidents aus eigener Erfahrung aufs genaueste kannte. Ja, er hat als Jüngling zu den Füßen Polykarps gesessen, er spricht mit hoher Verehrung von anderen „alten" Priestern, die ihm erzählten, was sie selbst von den Aposteln vernommen hatten. Sein Gedankengang gegenüber den Irrlehren ist im Grunde stets derselbe: Die Richtschnur des Glaubens ist die Ueberlieferung derjenigen Kirchen, die durch die Reihe ihrer Bischöfe von den Aposteln abstammen; den Bischöfen allein haben die Apostel „das sichere Charisma der Wahrheit übergeben". Daher lehren auch alle katholischen Gemeinden der Welt dasselbe, von Germanien und Spanien bis nach Aegypten und Libyen. Von einer Kirche nennt er sämtliche Bischöfe, es sind die Nachfolger des hl. Petrus zu Rom; in der römischen Kirche nehmen alle anderen Kirchen an der Apostolizität der wahren Kirche teil.[2])

Sie werden fragen, wie kann man solche Zeugnisse, die sich in den folgenden Jahrzehnten immer mehr häufen, beiseite schaffen? Hören Sie, was Harnack zu der letztgenannten Stelle des hl. Irenäus bemerkt. „Irenäus versichert zwar an mehreren Stellen, daß alle Kirchen, die in Germanien, Iberien, unter den Kelten, im Orient, in Aegypten, in Libyen und Italien — s. I, 10, 2; III, 3, 1; III, 4, 1 — dasselbe apostolische Kerygma besitzen; »aber qui nimis probat, nihil probat«. Die Ueberschwänglichkeit im Ausdruck zeigt, daß hier eine dogmatische Theorie wirksam ist."[3]) Also „Ueberschwänglichkeit im Ausdruck"! Doch nur dann, wenn der Inhalt tatsächlich übertrieben ist, was erst zu beweisen wäre. Der Kritiker hält von vornherein eine wirkliche Uebereinstimmung der katholischen Bischöfe für unmöglich und richtet nach dieser Voraussetzung sein Urteil über das, was nüchtern oder überschwänglich ist. Man sieht hier wie

[1]) Eus. H. E. IV, 31; V, 27. — [2]) Iren. Adv. haer. III, 1 ff; IV, 26; V, 20.
[3]) Dogmengesch. I, 3. Aufl. S. 326. Anm.

in so manchen ähnlichen Fällen: die Maßstäbe für die alte Kirche werden von allen möglichen Abarten des Christentums, wie von menschlichen Einrichtungen fernliegendster Art geliehen; nur vor der naheliegendsten Parallele, vor der katholischen Kirche schließt man die Augen, sonst würde man einsehen, daß, was heute möglich und wirklich ist, auch damals nicht unmöglich war.

Und wie will man die einstimmige Ueberzeugung der alten Zeit, daß die Apostel in den Bischöfen ein wirkliches Lehr- und Hirtenamt eingesetzt haben, Lügen strafen, wie will man beweisen, daß in jenen konkreten Angaben, die ich zitierte, der Name des Bischofs eine andere Bedeutung hatte, als die nächstfolgenden Generationen annahmen? Sollen jene ehrwürdigen und heiligen Männer, die zum Teil unter den größten Opfern zum christlichen Glauben übergetreten waren, die mit dankbarer Inbrunst das Evangelium als eine von Gott gesandte Lehre, die Kirche als eine Säule und Grundfeste der Wahrheit umfaßten, die alle Tage gewärtig sein mußten, für ihre Ueberzeugung zu sterben, in dieser wichtigen Frage eine Fälschung oder Umdeutung der Ueberlieferung sich erlaubt haben? Man bekennt sich tatsächlich zu dieser schweren Anklage, wenn man erklärt, die kirchlichen Lehrer des zweiten Jahrhunderts seien genötigt gewesen, um ein Zerfließen des Christentums in schwärmerische oder rationalistische Sekten zu hindern, die bischöflichen Rechte hinaufzuschrauben und durch das apostolische Ansehen zu verstärken. „Der von Irenäus eingeschlagene Weg war der einzige, auf dem das zu retten war, was man von dem ursprünglichen Christentum noch besaß, und darin liegt sein geschichtliches Recht.“ [1])

Ein geschichtliches Recht, durch Unrecht oder Lüge geschützt und fortgepflanzt zu werden, kommt auch dem „ursprünglichen Christentum“ nicht zu; ja, ihm am allerwenigsten, da es gekommen war, der Wahrheit Zeugnis abzulegen. Aber das Mittel wäre auch vollkommen wirkungslos gewesen. Die Häupter der damaligen Irrlehren, die Gnostiker, waren scharfsinnige und gescheite Leute; man hat sie „die Theologen des zweiten Jahrhunderts“ genannt, wobei man allerdings an recht moderne und phantasiereiche Theologen denken muß.

---

[1]) Harnack, a. a. O., S. 307.

Würde es ihnen nicht leicht geworden sein, die dogmatische Geschichtskonstruktion der katholischen Gegner durch eine Fülle von Gegenbeweisen zu erschüttern? Sie verstanden es sonst meisterhaft, allen Angriffen zu entschlüpfen und immer neue Einwände aufzustellen, wie Irenäus bemerkt (III, 2, 3). Wie mochte also der katholische Apologet so gefährliche „Ueberschwänglichkeiten" sich gestatten? Wie konnte er überall zu dieser Tatsache, der apostolischen Sukzession der Bischöfe als zu einer unbestrittenen Voraussetzung seine Zuflucht nehmen? Und wenn sich die bischöfliche Verfassung als das mächtige Bollwerk der Kirche gegenüber der unruhigen und zersplitterten Häresie auswies, warum haben die Irrlehrer nicht eine ähnliche Organisation geschaffen, warum haben sie das „geschichtliche Recht", Bischofsreihen zu konstruieren, nicht auch für sich in Anspruch genommen? Auf die Frage, warum es dem Gnostizismus und dem Neuplatonismus nicht gelungen sei, die katholische Kirche zu besiegen, antwortet Harnack unter anderem, es sei ihnen nicht gelungen, eigentliche Gemeinden zu gründen, sie hätten es nur zu Konventikeln gebracht. Aber warum nicht? Am guten Willen fehlte es ihnen nicht! Weil sie zu spät kamen, weil sie von gestern waren, wie Tertullian sagt. Das historische Christentum war eben von Anfang an organisiert und besaß in der Sukzession der Bischöfe ein entscheidendes Kennzeichen seiner Echtheit und Lauterkeit.

Man beachte noch folgendes. Die bischöfliche Verfassung ist im 2. und 3. Jahrhundert in allen Ländern verbreitet und wesentlich dieselbe. Wäre nun statt dieser im wesentlichen monarchischen Verfassung ursprünglich eine demokratische den Einzelkirchen eigentümlich gewesen, wie könnten wir uns erklären, daß sich in kürzester Zeit eine so starke Aenderung, ja Umwälzung durchgesetzt hätte! Es waren die Zeiten der Verfolgung, wo die Gemüter doch auf andere Dinge gerichtet waren, wo überdies eine gemeinsame Aktion sich schwer ins Werk setzen ließ. Wir müßten wenigstens von tiefgreifenden Kämpfen und Gegensätzen hören, die eine solche Neuerung notwendig begleiten mußten. Aber nirgendwo finden wir die Spuren solcher Kämpfe, nirgendwo einen deutlichen Riß im Gemäuer des Baues. Das Bild, das uns die Kirche um 200 zugestandenermaßen bietet, in irgend einer Weise begreiflich zu machen, ist bisher noch keiner ungläubigen Hypothese gelungen.

Und wie widersprechend sind die Einzelzüge in dieser Entwickelung gezeichnet! Die ursprünglichen Presbyter hält der eine für wirkliche Greise, Männer von ehrwürdigem Alter, der andere für Laienälteste, Notabeln aus der Gemeinde, der dritte für Beamte, Organe der Gemeinde. Noch reicheren Anlaß zu gelehrten Phantasien gibt der Name ἐπίσκοπος, Aufseher. Man freut sich jedes entlegenen philologischen Fündleins und beeilt sich, das neue Gewand dem altchristlichen Bischof anzuprobieren. Bald soll er ein Verwaltungs- und Aufsichtsorgan gewesen sein, ein kirchlicher Amtmann, bald ist er Finanzbeamter, etwa Kirchenrendant, dann erscheint er zur Abwechselung als Vermittler des Verkehrs zwischen den Gemeinden, als kirchlicher Sekretär und Postmeister, endlich finden wir ihn in der Stellung des Kultusbeamten. Sogar in dem zynischen Philosophen, der mit schmutzigem Bart und Mantel herumzog und als „Aufseher des Zeus" Weltverachtung predigte, hat man das Vorbild des christlichen Bischofs gefunden.

Eine fast notwendige Konsequenz der ganzen Theorie ist die Herabsetzung der Apostel selbst. Man kann zwar nicht leugnen, daß die ganze nachapostolische Literatur die Apostel als die mit dem dreifachen Amte Christi ausgerüsteten Gründer und Leiter der Kirche bezeugt, daß schon im 2. Jahrhundert der Irrlehrer Marcion als der „unverschämteste Häretiker" betrachtet wurde, weil er von den Aposteln nur mehr einen, den Paulus, anerkennen wollte; aber man wittert auch hier wieder in der Zwölfzahl eine „dogmatische Konstruktion", man mag sich nicht dazu verstehen, einem Kollegium, das zum Teil aus „obskuren Männern" bestand, die wirkliche Leitung der Urkirche zuzugestehen. Schließlich liegt überall die herangetragene Voraussetzung zugrunde: In der Kirche Christi gibt es keine objektiven, sichtbaren Instanzen, sondern nur das Recht des freien Individuums; wie denn Sohm den ersten Band seines Kirchenrechts mit den Worten schließt: „Das Kirchenrecht steht mit dem Wesen der Kirche im Widerspruch!"

Gestatten Sie noch, einige Schwierigkeiten zu berühren, die wohl gegen unsere katholische Auffassung geltend gemacht werden, ehe wir auf die Existenz des Primats in der ältesten Zeit eingehen.

Es könnte auffallen, daß in den ältesten Denkmälern der christlichen Literatur die Namen der kirchlichen Aemter wie

„Bischof" und „Priester" untereinander wechseln, ja, daß auch einzelne Funktionen, wie das Predigen, die heute an bestimmte Aemter geknüpft sind, einem weiteren Kreise von kirchlichen Personen zustanden. Die Flüssigkeit der Benennung zunächst darf uns nicht verwundern. Denn wie konnte es anders sein, da man für die neuen Einrichtungen die Namen dem bisherigen Sprachschatze entnahm und dabei bald dieser, bald jener Aehnlichkeit folgte? Eine feste Prägung der offiziellen Bezeichnungen war naturgemäß erst nach Ablauf längerer Zeit möglich. Auch der sachliche Inhalt der Amtsbefugnisse mußte, von den wesentlichen Zügen abgesehen, eine gewisse Elastizität bewahren, so lange die Verhältnisse in erstem Flusse waren. Wir brauchen nur, wie ich schon einmal andeutete, das heutige kirchliche Leben unter entsprechenden Verhältnissen zu Rate zu ziehen. In Missionsgegenden gilt noch heute nicht das ganze Corpus iuris canonici, sondern ein freieres, weniger fixiertes Recht. Dort finden wir Priester mit bischöflichen Vollmachten; dort gibt es Laienkatecheten, die die Priester in der Predigt unterstützen.

Aehnlich ist es mit dem Einwande, nach den ältesten Quellen ständen die „missionierenden Lehrer", die herumziehenden „Apostel" und „Evangelisten" (im weiteren Sinne) in höherem Ansehen als die Bischöfe. Betrachten wir uns einmal die Bischöfe jener Zeiten. Wenn damals, nach vielen Zeugnissen zu schließen, die christlichen Gemeinden vorwiegend aus schlichten, einfachen Leuten bestanden, so ist es klar, daß die Apostel bei der Einsetzung der Bischöfe selten eine Auswahl hervorragender, durch Geist und Bildung bedeutender Männer vor sich hatten. Dabei besaß wahrscheinlich jedes kleine Städtchen seinen Bischof, wie heute seinen Pfarrer; in Italien hat sich das zum Teil bis heute erhalten. Auf der anderen Seite forderte die damalige Missionstätigkeit, die Verkündigung des Evangeliums an den verschiedensten heidnischen Orten größere Gaben, hervorragendere Persönlichkeiten; wir können uns denken, daß die Ankunft eines solchen Apostels für manche Gemeinde ein gewisses Ereignis war. Diese „Apostel" waren auch wohl darin den „Zwölfen" gefolgt, daß sie auf alles Irdische verzichtet hatten; das gab ihnen ein besonderes Ansehen, es gab ihnen auch einen höheren Anspruch auf die Pietät und Freigebigkeit der Gemeinden, als den einheimischen Vorstehern, die nicht selten ihre welt-

liche Erwerbstätigkeit fortsetzten. Und ist es denn auch hiermit heute so ganz anders? Der Prophet im Vaterlande steht noch immer zurück hinter dem aus der Ferne kommenden. Es ist kein rechtes Patrozinium, keine rechte Kirchweihe, wo nicht ein „fremder Geistlicher" predigt; in noch höherem Maße imponiert ein „Pater" aus Indien oder Afrika.[1])

Noch häufiger scheinen die Geistbegabten, die Pneumatiker, den ordentlichen Hirten der Kirche vorgezogen zu werden. Zunächst ist bei den Erstgenannten nicht ausgeschlossen, vielmehr in manchen Fällen wahrscheinlich, daß sie zugleich Bischöfe waren. Jedenfalls genügte es nicht, „voll des hl. Geistes zu sein", um priesterliche Vorrechte zu genießen; wie denn Stephanus, obschon hervorragend durch Geistesgaben, doch erst durch Handauflegung zum Diener der Kirche geweiht wurde. Auch den Frauen wurden solche wunderbare Charismen zu teil; dennoch hat einer Frau auch die reichste Sprachengabe nie zum kirchlichen Lehramte verholfen. Daß trotzdem solche wunderbaren Auszeichnungen dem Träger häufig ein persönliches Ansehen verliehen, welches das amtliche der Priester und Bischöfe überstrahlte, ist wieder zu natürlich, als daß wir uns darüber wundern dürften. Denken Sie nur, um gleich ein Beispiel aus unzweifelhaft katholischer Zeit anzuführen, an den gewaltigen religiösen Einfluß, den im Mittelalter ein Franz von Assisi, eine Katharina von Siena, ein Nikolaus von der Flüe entfalteten!

Man sagt endlich, die Leitung der kirchlichen Verhältnisse sei in alter Zeit doch nicht so ausgeprägt hierarchisch gewesen wie heute, das Volk hätte bei kirchlichen Wahlen und Beratungen größeren Einfluß entfaltet. Diese Bemerkung ist insofern richtig, als eine Beteiligung der Laien sowohl tatsächlich häufiger war, wie auch durch die kirchliche Sitte gefordert wurde. Dennoch fiel die Stimme der Laien für die Regelung kirchlicher Angelegenheiten nur als beratende, nicht als beschließende Instanz ins Gewicht. Eine solche Mitregierung des Volkes war damals notwendig, weil für die Vorbildung und Ergänzung des Klerus wie für die äußere Verwaltung der Kirche noch die festen Formen fehlten; diese letzteren sind allmählich — gerade

[1]) In den sog. apostol. Konstitutionen (II, 58) wird die Predigt eines fremden Bischofs als besonders willkommen und nützlich bezeichnet.

aus jenen gemeinsamen Maßnahmen und Sitten — erwachsen. Dann ist es ja eine allgemeine Erfahrung, daß soziale Verbände kirchlicher wie weltlicher Art im Anfang ihres Bestehens intensiver zusammenarbeiten; Minoritäten haben den Trieb, sich eng zusammenzuschließen. Als die Kirche die herrschende geworden war, als die Ortsgemeinden die ganze Bevölkerung umfaßten, wurde gemeinsames Arbeiten und Beschließen in dem anfänglichen Maße unmöglich. Wenn heute die katholische Laienwelt aufgefordert wird, ihre kirchlichen Rechte auszuüben, etwa den Kirchenvorstand zu wählen, ist es unter normalen Verhältnissen, wo nicht konfessionelle oder lokale Gegensätze mitspielen, gar nichts Seltenes, daß zur Ausübung solcher Laienrechte nur ein minimaler Bruchteil der Gemeinde erscheint.

Nach diesem Ueberblick über die kirchliche Verfassung im allgemeinen wenden wir uns dem Fundament und Einheitspunkt derselben zu, dem Primat des Bischofs von Rom. Eine unbefangene Prüfung der neutestamentlichen Texte, freilich auch der Vorsatz, ihre Autorität nicht gegen das eigene kritische Urteil gelten zu lassen, hat die freier gerichteten protestantischen Theologen vermocht, dem berühmten Worte Christi an Petrus endlich den so lange bestrittenen katholischen Sinn zuzugestehen. „Allen protestantischen Abschwächungsversuchen gegenüber kann nicht bezweifelt werden," sagt Pfleiderer, „daß diese Stelle (Matth. 16, 18) die feierliche Proklamation des Primats des Petrus enthält; er wird für das Fundament der Kirche erklärt, für den Inhaber der Schlüssel, also für den Hausverwalter im Gottesreich, und für den souveränen Gesetzgeber, dessen Bestimmung über Verbotenes und Erlaubtes (das bedeutet das Binden und Lösen) die Kraft göttlich sanktionierter Gesetze habe. Und wenn auch das hier dem Petrus Zugesprochene nicht unmittelbar zu Gunsten des römischen Nachfolgers des Petrus geltend gemacht werden kann, so ist doch nicht zu leugnen, daß jene Worte schon die Grundanschauung enthalten, auf welcher sich folgerichtig das katholische Kirchensystem erbaut hat. Um so gewisser (!) ist es aber eben darum (!) für jeden, der geschichtlich zu urteilen vermag, daß jene Worte, weit entfernt davon, auf alter Ueberlieferung zu beruhen oder gar aus Jesu Munde zu stammen, vielmehr der vom Evangelisten selbst (Pfleiderer setzte, als er dies schrieb, Matthäus in die

Mitte des 2. Jahrhunderts) gebildete Ausdruck seines kirchlichen Bewußtseins sind." [1])

Was diese „Gewißheit" der Unechtheit, die Pfleiderer aus inneren Gründen konstruiert, angeht, so drückt sich G. Krüger bescheidener aus: „Unser jetziger Text, das bringen keine Auslegekünste heraus, redet von einer unfehlbaren Kirche, und dahinter steht der unfehlbare Papst. Nun ist es eine eigene Sache mit der Kritik, ihre Ergebnisse (!) leuchten nicht jedem ein; daß Matth. 16, 18 nicht ursprünglich ist, wird noch auf lange hinaus nicht allgemein zugegeben werden, ja, wenn glückliche Funde unser Quellenmaterial nicht vermehren, niemals." [2])

Nicht so bestritten, wie der Sinn des Wortes Christi: Du bist Petrus usw., war im früheren Protestantismus die Anwesenheit Petri in Rom. Nach der schroff verneinenden Stellung von Gregorovius, Baur, Lipsius ist jetzt auch auf diesem Punkte die katholische Tradition von neuem durchgedrungen. Ad. Harnack schreibt in seiner Chronologie der altchristlichen Literatur: „Der Märtyrertod des Petrus in Rom ist einst aus tendenziös-protestantischen, dann aus tendenz-kritischen Vorurteilen bestritten worden. In beiden Fällen hat der Irrtum der Erkenntnis wichtiger geschichtlicher Wahrheiten Vorschub geleistet, also seine Dienste getan. Daß es aber ein Irrtum war, liegt heute für jeden Forscher, der sich nicht verblendet, am Tage. Der ganze kritische Apparat, mit dem Baur die alte Tradition bestritten hat, gilt heute mit Recht für wertlos." [3])

Mit dem Tode des hl. Petrus war sein Amt nicht erloschen; die cathedra Petri, wie sie im buchstäblichen Sinne in Rom sich erhalten haben soll, ist im geistigen und rechtlichen Sinne sicher über den Wechsel der Jahrhunderte erhaben. Noch war das erste Jahrhundert nicht zu Ende, als schon der hl. Clemens sein apostolisches Mahnwort an die Gemeinde zu Korinth richtete, im vollen Gefühl der Bedeutung dieser Sedes Romana. Wenige Jahre später schrieb der hl. Ignatius der römischen Kirche als „der Vorsteherin des Liebesbundes"; er entschuldigt seine belehrende Haltung: „Ihr seid gewohnt, andere zu belehren;

[1]) Das Urchristentum, 1887, S. 518.
[2]) Was heißt Dogmengeschichte? Freiburg 1895, S. 57.
[3]) I, S. 244 Anm.

er empfiehlt seine ferne antiochenische Gemeinde ihrer Fürsorge. Um 180 rühmt Irenäus die römische Kirche als die größte und ehrwürdigste; mit ihr muß wegen ihrer höheren Autorität jede andere übereinstimmen." Einige Jahre später droht Papst Viktor ganz Kleinasien mit dem Ausschluß aus der Kirche, wenn sie sich der römischen Osterfeier nicht anschließen würden. „Wie hätte Viktor" — so bemerkt Harnack — „ein solches Edikt wagen können, . . . wenn es nicht feststand und anerkannt war, daß in den entscheidenden Fragen des Glaubens die Bedingungen der *κοινὴ ἕνωσις* (der kirchlichen Einheit) zu bestimmen, vorzüglich der römischen Kirche zukomme?" [1])

Zu Beginn des 3. Jahrhunderts regierte Papst Calixtus, ein früherer Sklave mit bewegter Vergangenheit, aber später ein musterhafter Bischof. Dieser schlichte Mann hatte in dogmatischen wie in disziplinären Fragen gegen mächtige Strömungen in der Kirche selbst zu kämpfen, gegen die hervorragendsten Köpfe, wie Hippolyt und Tertullian, Entscheidungen zu geben; er tat es mit einfacher, sicherer Berufung auf die römische Tradition und mit siegreichem Erfolge. Schon im 2. und 3. Jahrhundert bemühen sich die Irrlehrer, die römische Kirche für sich zu gewinnen; nie ist eine Irrlehre in Rom entstanden, sagen die alten Wortführer der römischen Gemeinde, aber alle sind nach Rom gebracht worden. Und auch die christlichen Lehrer, ein Origenes, ein Patriarch Dionysius von Alexandrien, verantworten sich dem Papste gegenüber bezüglich ihrer Rechtgläubigkeit. Die umfassende Tätigkeit, die der Bischof von Rom durch seine Briefe nach allen Teilen der Kirche schon in den Zeiten der Verfolgung richtete, hat mehr und mehr die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen. Basilius, der große griechische Kirchenlehrer, schreibt an Papst Damasus, es sei stets Sitte des römischen Stuhles gewesen, die Gemeinden des Orients durch ihre Schreiben und ihre Mildtätigkeit zu unterstützen, zu trösten und aufzurichten. Schon um 300 war Rom die Instanz, die allein mit allen Teilen der Kirche verkehrte und ihnen Beschlüsse von Konzilien übermittelte. [2]) In den Päpsten des 4. Jahrhunderts, Julius, Damasus u. a., ist

---

[1]) Dogmengeschichte I, S. 448.
[2]) Synode v. Arles (314) can. 1.

das Bewußtsein der apostolischen Verantwortlichkeit für die ganze Kirche und die Zurückführung ihrer tatsächlichen Gewalt auf die Verheißung Christi so festgewurzelt, daß ein wesentlicher Unterschied von der Sprache der späteren Päpste nicht zu konstatieren ist.

Auf weitere Zeugnisse, wie sie vom Beginn des 4. Jahrhunderts in reichster Fülle vorliegen, verzichtend, wollen wir lieber die künstlichen Deutungen, die man zur Abschwächung ihrer Beweiskraft und zur natürlichen Erklärung des Primates ersonnen hat, etwas näher ins Auge fassen; den Schluß mögen, wie vorhin, einige Reflexionen über Sonst und Jetzt bilden.

Wie oft hat man gehört, die Bischöfe von Rom hätten durch ihre Herrschsucht, durch berechnende egoistische Politik den Vorrang über die anderen Bischöfe an sich gezogen. Diese Beschuldigung ist bei ernsten Historikern wohl kaum mehr zu finden. Dafür treten andere natürliche Erklärungen auf.

„Die Welt hatte sich gewöhnt," schreibt Harnack,[1] von Rom Recht und Gesetz zu erhalten. Aehnlich sagt Lagarde: „Das Uebergewicht (Roms) war in der politischen Bedeutung der ewigen Stadt begründet."[2] Die Hauptstadt der Welt soll der Gemeinde und nachher ihrem Bischofe die Primatstellung gegeben haben. Durch ihre Größe und politische Stellung seien ja auch Alexandrien und Antiochien zu Patriarchalsitzen geworden. — Wir müssen zugeben, daß die Stellung, die Rom als weltbeherrschende Stadt in der damaligen Welt einnahm, nicht ohne Bedeutung war für die Ausübung und Ausgestaltung der Primatialrechte. Wie alle Länder zu Rom in Beziehung standen, wie von hier alle Fäden ausliefen, die das Netz des Verkehrs, des politischen und kulturellen Lebens über die Erde spannten, so konnte nun von demselben Mittelpunkte aus und durch dieselben Kanäle das Gesetz und die Kultur des Christentums sich über die Erde verbreiten. Ja, die Päpste der alten Zeit machen selbst schon die Bemerkung, es habe einer weisen Absicht der Vorsehung oder einem ausdrücklichen Befehle Christi entsprochen, daß Petrus seine Schritte nach Rom lenkte. Gott benutzt eben die natürlichen Mittel, um

[1]) A. a. O. S. 444.
[2]) Lagarde, Deutsche Schriften 1891, S. 130.

seine Heilspläne — fortiter et suaviter — durchzusetzen. Aber dagegen muß Einspruch erhoben werden, als ob das Recht des Papsttums aus der politischen Machtstellung Roms sich herleite. Auch die vernünftige Betrachtung der Tatsachen schließt eine solche Uebertragung aus. Eine direkte Begünstigung der Kirche seitens der Herrscher Roms, wie sie später dem Stuhle von Konstantinopel von den Kaisern zuteil wurde, ist natürlich von vornherein ausgeschlossen. Hat doch die römische Gemeinde die heftigsten Verfolgungen durch die Kaiser erfahren; hegte doch Decius mehr Mißtrauen gegen einen neuen Bischof zu Rom als gegen einen Kronprätendenten, wie Cyprian schreibt. Solange das Papsttum im ersten Entstehen begriffen war, hatte es den Staat zum grimmigsten Feinde; als der Staat christlich wurde, war der Primat des Bischofs von Rom eine fertige Tatsache. Solange der Kaiser in Rom residierte, fiel kein Strahl seiner Huld und Macht, wohl aber mancher Blitz seines Zornes auf den Vorsteher der dortigen Christengemeinde; als das Unwetter sich verzog und die Sonne der kaiserlichen Huld die Kirche erfreute, stand diese Sonne nicht mehr in Rom, sondern im fernen Osten.

Sodann übersieht man ganz, daß die rechtliche Stellung des Papsttums ihre tiefste Wurzel in seinem dogmatischen Vorrange hat; als Hüterin der apostolischen Tradition, als Autorität im Glauben hat die römische Kirche gerade in den ersten Jahrhunderten ihren „besonderen Vorrang", wie Irenäus sagt, bewährt. Dieses Ansehen aber kann unmöglich der politischen Machtstellung entsprungen sein; es ruht ja auf der unverfälschten Ueberlieferung eines anvertrauten Lehrgutes, es wird von allen alten Zeugen auf die Gründer der römischen Kirche, Petrus und Paulus, zurückgeführt, die „mit ihrem Blute den Römern auch ihren Glauben vermacht haben". [1]) Für die Reinhaltung einer religiösen Ueberlieferung — das lehrt uns wieder die tägliche Erfahrung — bietet eine Weltstadt, in der nach dem Ausdruck des Tacitus alles Entsetzliche und Schändliche zusammenströmt, gewiß die schlechteste Garantie.

Aber, so bemerkt man weiter, Rom war nicht eine gewöhnliche Weltstadt, auch nicht das bloße politische Haupt der Welt. „Man konnte die Welthauptstadt verlegen, aber

[1]) Tertull. De praescr. 36.

man konnte Rom nicht verlegen." [1]) Deutlicher sagt Weingarten: „Der Prinzipat der römischen Kirche ist im wesentlichen die Uebertragung der heidnisch-religiösen Weltstellung Roms in der Kaiserzeit in die Kirche: urbs aeterna, urbs sacra." [2]) Diese Erklärung ist noch viel unwahrscheinlicher. Gewiß übte die ruhmreiche Vergangenheit Roms ihren mächtigen Zauber damals wie heute. Aber die Christen wiesen ausdrücklich Romulus und Remus, das brudermörderische Paar, als Patrone zurück, sie setzten an ihre Stelle die Heiligen Petrus und Paulus, die zum zweiten Male, „besser und glücklicher als jene" — in brüderlichem Frieden — Rom erbaut haben. [3]) Die religiöse Stellung Roms in der Kaiserzeit aber konnte erst recht nicht den Christen vorbildlich erscheinen. Die schändliche Selbstvergötterung der römischen Cäsaren verband sich in der Vorstellung der alten Kirche mit ihrer blutigen Grausamkeit zu einem Bilde, das als Vorbild des Antichrists den tiefsten Abscheu erregte; Rom ist schon in der Offenbarung Johannis das unzüchtige „Babel, das trunken ist von dem Blute der Heiligen". Das römisch-heidnische Reich bildet in der Civitas Dei des h. Augustinus den finsteren Gegensatz zu dem lichten Gottesstaate. Und diese religiöse Weltstellung Roms sollen die Christen auf ihre Gemeinde in Rom „übertragen" haben! Richtiger ist es, zu sagen, das Papsttum sei der verkörperte Protest gegen die in Rom konzentrierte heidnische Religion; aber ein erster Träger dieses Protestes ist nicht aufzuweisen außer demjenigen, dem Christus den Kampf gegen die Pforten der

---

[1]) Harnack S. 453. — [2]) Bei Harnack S. 444.

[3]) Leo M. s. 82 (Baller.), 1. Ich setze die herrliche Stelle ganz hieher: Isti enim sunt viri, per quos tibi Evangelium Christi, Roma, resplenduit et, quae eras magistra erroris, facta es discipula veritatis. Isti sunt sancti patres tui verique pastores, qui te regnis coelestibus inserendam multo melius multoque felicius condiderunt, quam illi, quorum studio prima moenium tuorum fundamenta locata sunt; ex quibus is, qui tibi nomen dedit, fraterna te caede foedavit. Isti sunt, qui te ad hanc gloriam provexerunt, ut gens sancta, populus electus, civitas sacerdotalis et regia, per sacram beati Petri sedem caput orbis effecta, latius praesideres religione divina quam dominatione terrena. Quamvis enim multis aucta victoriis ius imperii tui terra marique protuleris: minus tamen est, quod tibi bellicus labor subdidit, quam quod pax christiana subiecit.

Hölle und die Festigung der „Brüder" zur besonderen Pflicht gemacht hat.

Die letzte Hypothese betont die Größe und den Reichtum der römischen Gemeinde, die sie befähigte, überallhin Wohltaten auszuteilen; ferner die wirkliche Liebestätigkeit, den „Ernst und Eifer der ganzen römischen Gemeinde und ihres Klerus".[1] „Die Größe und finanzielle Leistungsfähigkeit der Hauptstadt-Gemeinde bildete die, wenn man so sagen darf, wirtschaftliche Unterlage ihrer Machtstellung für die christliche Welt."[2] Eine eigentümliche Vorstellung von der Verbreitung des Evangeliums Christi, dieses Evangeliums, das den Armen gepredigt werden sollte, von der Verfassung seines Reiches, das ein Reich nicht von dieser Welt sein sollte! In der Tat, bei dieser Voraussetzung hätte Sohm recht, von „einer Widerspiegelung heidnischer Anschauungen" im Christentum des ersten Jahrhunderts zu reden. Während sonst die Gegner stets die aszetische Richtung der alten Christenheit betonen, ihre weltflüchtige Scheu vor dem Reichtum, ihre übertriebene Hochschätzung der Armut, soll nun die höchste geistliche Gewalt in der Kirche eine wirtschaftliche Unterlage haben in der finanziellen Leistungsfähigkeit! Als wenn es sich bei der Würde des Nachfolgers Petri um den Rang eines Kommerzienrats oder um ein modernes Adelsprädikat handelte! — Aber vielleicht ist es mehr die tatsächliche Liebestätigkeit, die vollkommene, brüderliche Gesinnung der römischen Gemeinde! Diese mit Recht vielgerühmte Tätigkeit hat allerdings die Ausübung der kirchlichen Gewalt begleitet, versüßt, verstärkt. Aber sie war nicht die Ursache, sondern eher eine Wirkung des Bewußtseins, an der Spitze aller zu stehen. Es findet sich kein Zeichen, kein Beispiel, wie aus reicher charitativer Tätigkeit eine geistliche Autorität erwachsen wäre. Der hl. Paulus stellt das Verhältnis umgekehrt dar: Wer Geistliches aussät, wer apostolisch lehrt und wirkt, der soll Zeitliches empfangen; das geistliche Haupt soll von den Gliedern, nicht diese von jenen unterhalten werden. Jerusalem ist die Mutter der Kirchen; darum müssen alle Gemeinden Gaben nach Jerusalem hinaufsenden. Die Vorstellung, daß der Fluß der Gaben und das Ausströmen der geistlichen Gewalt in einer Richtung und

[1] Harnack, S. 450, A. — [2] Sohm, Kirchenrecht I, S. 378.

in einem Sinne geschehe, hat in dem altchristlichen Vorstellungskreise keinen Anknüpfungspunkt.

Mit einem Worte: es gibt keine andere Erklärung für die Stellung des Papsttums in der Kirche, als diejenige, die von der ältesten Zeit an in dem Ehrennamen „cathedra Petri" liegt! Das muß schließlich auch Harnack anerkennen, wenn er diese Erklärung wenigstens mit der vorhin genannten kombiniert: „Als die alte Hauptstadt des Reiches, als die Stadt der beiden Apostelfürsten, als die Stadt der cathedra Petri, als die einzige Apostelgemeinde im Abendland, als die Gemeinde, welche mehr für die Gesamtkirche getan als irgend eine andere, genoß Rom auch im Morgenlande doch ein einzigartiges Ansehen." [1])

Was von Rom und der providentiellen Verwertung seiner natürlichen Stellung gesagt wurde, gilt ebenso von Antiochien und Alexandrien. Uebrigens ist es bezeichnend, daß auch der Vorrang dieser Patriarchalsitze schon von Papst Damasus auf den Apostelfürsten Petrus zurückgeführt wird. In Antiochien war Petrus Bischof gewesen ehe er nach Rom kam; „der Stuhl zu Alexandrien aber wurde unter dem Namen des Petrus von seinem Schüler Markus, dem Evangelisten, geheiligt."

So findet die katholische Lehre von der göttlichen Einsetzung des Primates in der fortschreitenden Durchforschung des Altertums keine Widerlegung, sondern eine glänzende Bestätigung. Allerdings ist der Kreis der Amtstätigkeit des Papstes im ganzen Altertum nicht entfernt so nach allen Richtungen ausgebaut, wie es später und heute der Fall ist. „Es schlummerte," sagt Grisar, „in der Würde der Bischöfe Roms, der Nachfolger Petri, im Keime die ganze Ausgestaltung, zu welcher in späterer Zeit ihre geistliche Jurisdiktion über die Kirche gelangen sollte. Aber es gab keine Formeln, die ihre Vollmachten näher im einzelnen bestimmt hätten." [2]) Das rechtliche Prinzip war von Anfang an gegeben; aber die Entfaltung des Prinzips, der Gebrauch des Rechtes erfolgte nach dem Bedürfnis der geschichtlichen Lage.

---

[1]) II ³ S. 100.

[2]) Gesch. Roms und der Päpste I, Freib. 1901, S. 241. Vgl. auch die schönen Ausführungen Newmans: Ueber die Entwickelung der christl. Lehre, Schaffh. 1846, S. 181 ff.

Die altchristlichen Bischöfe übten selbständig manche Rechte, die heute dem Papste zustehen. Sie zeigen nicht das Bewußtsein, daß sie diese Rechte nur als geliehene, delegierte betrachten. Sie fühlen sich offenbar nicht so wie die heutigen Bischöfe des Erdkreises in einer beständigen, positiven Abhängigkeit von Rom. Und doch gab es zu allen Zeiten eine Form, in der man die maßgebende Stellung Roms bewußt erfaßte. Man wußte, daß jede Kirche, die sich von Rom trennte, nicht mehr katholisch war. Jeder Bischof merkte, daß er an den Stuhl Petri gebunden war, sobald er versuchte, sich von ihm loszumachen. Es ist mit dieser Abhängigkeit wie mit der Schwerkraft, die uns an den Mittelpunkt der Erde bindet; wir stehen unter ihrem Einfluß, ohne daß wir ihr Gewicht, ihre Zugkraft verspüren, bis wir den Versuch machen, über die Erde emporzufliegen. Es ist wie mit dem Gliede am Körper, das den Segen des einheitlichen, gesunden Lebens erst dann kennen lernt, wenn es den Schmerz der Verrenkung empfindet. Ubi Petrus, ibi Ecclesia! „Wo Petrus, da ist die Kirche. Wo die Kirche, kein Tod, sondern ewiges Leben!" Dieses Wort des hl. Ambrosius gibt uns das Bewußtsein der ältesten Zeit am treuesten wieder. Auch Sohm hat es richtig empfunden, wenn er die Worte schreibt: „Jede andere Gemeinde kann fehlen. Die Kirche würde doch Kirche sein. Aber die römische Gemeinde kann nicht fehlen. Rom ist das Haupt der Kirche, ohne welches die Kirche gar nicht Kirche ist." [1])

Darin liegt schließlich auch alles, was die spätere Zeit am Primat wahrgenommen und in „feste Formeln" gefaßt hat. Es mußte sich, so dürfen wir sagen, nacheinander der dreifache Vorzug Petri, den der Herr ihm geweissagt, entfalten. Er sollte der Fels der Kirche sein, der Schlüsselträger, der das Haus verwaltet, der Gesetzgeber und Richter, der bindet und löst. Jene stille, unpersönliche, aber doch kraftvolle und umfassende Tätigkeit des ältesten Papsttums, von der wir soeben sprachen, stellt uns dasselbe dar als Fundament; sicher und fest liegt es in der Erde; ruhig, wie die Erde, trägt es den ganzen Bau, ohne auffallende äußere Einwirkung. — Es kommt eine Zeit, wo sich in wachsendem Maße und in großartiger Weise

[1]) S. 382.

eine persönliche, aktive Einwirkung des Papstes geltend macht, wo er nicht bloß Fundament, sondern Verwalter des Hauses ist, als Schlüsselträger Frieden, Einheit und Ordnung aufrecht hält. Aber auch diese Tätigkeit ist anfangs eine freie, dem Vorbilde der Familie und des Hausvaters angepaßte; ihre Normen entspringen mehr der persönlichen Initiative, dem organisatorischen Talent und Willen des einzelnen Papstes, als der gesetzlichen Regel. — Endlich finden wir die Periode der ausgebildeten Primatialgewalt; das Haus Gottes ist nun auch der Form nach zum Reiche Gottes erweitert; der Papst ist Gesetzgeber und oberster Richter, seine Tätigkeit greift über die augenblickliche Anordnung und Fürsorge hinaus zur Einsetzung dauernder Rechtsformen, seine Jurisdiktion vollzieht sich im Rahmen fester rechtlicher Normen. Ich brauche nicht hervorzuheben, daß diese Akkommodation des Herrenworts auf die Entwickelung der Primatialgewalt keine mechanische Abgrenzung bedeuten soll; auf weite Strecken berühren und durchdringen sich die drei Stufen der Ausgestaltung.

Eines aber bestätigt sich auch hier: „Die Worte, die ich zu euch geredet habe, sind Geist und Leben." Die Hirtengewalt der Kirche kennt eine Entwickelung, weil sie an dem Leben der Kirche teilnimmt. Der Vorzug des Lebens vor dem Mechanischen und Künstlichen — damit komme ich auf einen schon anfangs berührten Gedanken zurück — liegt darin, daß es Einheit und Vielheit, Dauer und Abwechselung, Festigkeit und Anpassungsfähigkeit, Alter und Wachstum verbindet.

Nicht bei allen christlichen Konfessionen finden wir diese eigenartige Verbindung. Die orientalische Kirche erweckt in einzelnen Punkten mehr den Eindruck des Festen und Altertümlichen als die katholische; aber sie pflegt das Alter und die Dauer auf Kosten der Lebenskraft, der Fruchtbarkeit, der Expansionsfähigkeit. Sie gleicht in gewissem Sinne einem erstarrten, versteinerten Baume. Ein solcher aber ist nicht bloß unfruchtbar, er ist auch, trotz der scheinbaren Festigkeit, weniger widerstandsfähig, wenn er der Luft und dem Wetter ausgesetzt wird, als der natürliche Baum. — Der Protestantismus hat niemals den Vorzug der Festigkeit und Widerstandsfähigkeit beanspruchen dürfen, er rühmt sich heute ausdrücklich der Mannigfaltigkeit seiner Richtungen,

der Lebendigkeit und Beweglichkeit seines Wesens. Aber dieser Baum ist kein einheitlicher Organismus; er ist innerlich morsch und zerfallen; seine scheinbare Lebensfülle ist nicht aus dem Stamme entsprossen, sondern aus fremdartigen Keimen, aus parasitischen Schlinggewächsen erwachsen. — Dagegen zeigt die katholische Kirche das Wachstum des gesunden Baumes; wie dieser als zarter Keim und als markiger Stamm, im Winterschnee und in der Pracht des Sommers, derselbe ist, so zeigt auch die Kirche in ihrem Dogma, in ihrer Verfassung, in ihrem Kultus ein geheimnisvolles, unter den verschiedensten Verhältnissen stetiges, in den verschiedensten Formen einheitliches Werden und Wachsen, jenes im Beharren fruchtbare, im Nachgeben siegreiche, im Alter jugendliche Sein und Wirken, wie es nur dem wahren, aus Gottes Hauch geborenen Leben eigen ist!




UNIVERSITY OF CHICAGO
47 559 375


UNIVERSITY OF CHICAGO
47 559 375